Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO Druck und Verlag von Rudolf Troppmair **BRASILIEN**

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12$000. Ausland 20$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 7 São Paulo, 9. August 1912 IX. Jahrg.

Volkswirtschaftliche Rundschau

Wirtschaftliche Yankees-Invasionen in Brasilien: Gummi, Kaffee, Elektrizität, Eisenbahnen — Der Geburtsfehler der Yankees-Millionäre; operativer Eingriff des Staates. — Englisch-südamerikanischer Bahnbetrieb und seine Rente. Die neueste Vampirbildung, ihr Zweck und Aktionsgebiet. — Beschlagnahme der Elektrizitätszentrale. — Frommer Wunsch eines Deutschen.

Jedem einigermaßen aufmerksamen Beobachter fällt die Tatsache auf, daß die Yankees in ihrem wirtschaftlichen Imperialismus, in ihrem finanziellen, kommerziellen und industriellen Eroberungszuge durch die Welt ihr Hauptaugenmerk auf Brasilien geworfen haben. Ihre Bemühungen, unsere Gummiproduktionsdistrikte des Nordens in die Hände zu bekommen, datieren auf Jahrzehnte zurück und haben oft genug unsere Patrioten mit der Angst erfüllt, die durch ihre Rücksichtslosigkeit bekannten Eroberer würden in ihrer Gier nach dem wertvollen Handelsartikel sich sogar am Territorium vergreifen. Was die Yankees mit Hilfe ihrer Zollpolitik in unserem Kaffeehandel für eine Rolle spielen, das ist zur Genüge bekannt und das lassen sie uns ja auch bei jeder schicklichen und unschicklichen Gelegenheit immer wieder fühlen. Dann warfen sie sich auf unsere Elektrizität, in der klugen, weitsichtigen Erkenntnis, daß gerade die große Zukunftsindustrie der Elektrizität auf der ganzen Erdenrunde kein so aussichtsreiches Gebiet findet, wie hier in Brasilien, bei der Unmenge von Wasserkräften in allen Teilen des Landes, bei der enormen Größe des Landes und der für die grossen Entfernungen nötigen Verkehrsmittel, bei dem gewaltigen Reichtum und der Mannigfaltigkeit der Rohmaterialien und Naturprodukte für zahlreiche Industrien. Was in dieser Beziehung die Yankees bei uns schon erreicht haben, das haben wir ja vor Augen. In ihren Händen sind die elektrischen Kraft- und Lichtwerke der zwei bedeutendsten Städte des Landes, Rio de Janeiro und São Paulo. Und was sie nach dieser Richtung noch vorhaben, darauf weist gerade ihre neueste Vampir-Gründung hin, die „Brasilian Traction Light and Power", in welche die hier bestehenden drei Unternehmen: Rio de Janeiro Light and Power, São Paulo Tramway Light and Power und São Paulo Electric Co. zusammengezogen werden, für deren Durchführung sie selbst vor einem Kapitalaufwand von nahezu 500.000 Contos nicht zurückschrecken.

Wir verkennen keineswegs, daß unser großes Land zur Umwertung seiner Naturreichtümer in Genußgüter, in wirkliche der Kultur dienende Werte nicht allein fremder Arbeitskräfte, sondern gleichfalls Kapitalien von außen benötigt. Aber ebenso wenig dürfen wir verkennen, daß gerade das Yankee-Kapital einen ganz eigenartigen Charakter hat, daß ihm der Charakter seiner Entstehungsepoche in hervorragendem Maße anhaftet. Der nordamerikanische Millionen-Reichtum ist nicht, wie der Europas, das Produkt einer jahrhundertelangen Entwicklung, der in langsamerer Bildung Zelle an Zelle ordnungs- und naturgemäß ansetzte, sondern er ist das Resultat einer Hochkonjunkturepoche, wo alles mit Aufbietung großer Naturkräfte, in rücksichtsloser Anwendung aller Mittel, im Automobiltempo und mit gleichzeitiger Vernichtung der kleinen Konkurrenzexistenzen entstanden ist. Der Charakter der gewaltsamen Massenbildung hängt dem nordamerikanischen Kapital und seinen Trägern, den Milliardären, so sehr an, wie keinem anderen. Daß diese Entstehungsform des Reichtums im allgemeinen keine das Gemeinwohl und die wahre Kultur fördernde ist, das ist aus den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Vereinigten Staaten klar ersichtlich und macht sich dieser Uebelstand im dortigen Staatswesen schon derart geltend, daß der Staat selber es für nötig erachtet, diese gemeinschädlichen Auswüchse des so entstandenen Kapitalismus mittelst operativen Eingreifens der Staatsgewalt zu beseitigen. Das Anti-Trustgesetz ist ein Versuch, die Geburtsfehler des nordamerikanischen Reichtums zu korrigieren. Ob und wie weit das möglich ist, steht noch dahin.

Tatsache aber ist, daß das nordamerikanische Kapital diesen Vampir-Charakter, diese Tendenz zur Trustbildung auch ins Ausland mitbringt, ja gerade sich vielfach ins Ausland verzieht, um da seiner Tendenz ungehindert folgen zu können. Dieses aber ist auch die große Schattenseite der nordamerikanischen Kapitalinversionen bei uns in Brasilien. Dadurch wird nicht allein die Beteiligung anderer Nationen erschwert, die uns in ihrer Mitwirkung am hiesigen Kulturaufschwung schließlich noch Wertvolleres als bloße klingende Dollars bringen, sondern es wird zum großen Nachteil des konsumierenden Volkes die Konkurrenz der Kleineren ausgeschaltet. Denn die wohlrechnenden Yankees wenden ihre Millionen nicht aus bloßem Machtentfaltungsvergnügen in solchen Trustbildungen wie in

der neuen „Brasilian Traction Light and Power" auf, sondern mit der bestimmten schonungslosen Absicht, aus dem Publikum diese übermäßigen Kapitalien und deren gute Verzinsung wieder herauszuschlagen.

Nun steht der wirtschaftliche Yankee-Imperialismus wieder auf dem Sprung nach einem neuen Beuteobjekt. Wie er der hochentwickelten deutschen Elektrizität das brasilianische Aktionsgebiet abgerungen hat, geht sein nächster Zug zur Konkurrenz gegen die englischen Eisenbahnen über. Es ist bekannt, mit welch großartigem Erfolge die Engländer sich am Ausbau und Betrieb der südamerikanischen Eisenbahnen beteiligen. Gerade in den Ländern, wo die Bahnen am umfangreichsten und wo der Betrieb am besten ist, da haben die Engländer den größten Teil daran. Dabei muß man ihnen zugestehen, daß sie ihre hohen Renten nicht etwa nur der Ausschaltung der Konkurrenz verdanken, sondern vor allem dem vorzüglichen Betriebe, mit dem sie gerade am meisten den Fortschritt der betreffenden Länder fördern. Eine fremde Kapitalinvestierung, wie sie die São Paulo Railway—Santos—Jundiahy und wie sie die grossen Süd-, Zentral- und Pacifiebahnen in Argentinien darstellen, sind keine Vampirbildungen, sondern echte Kulturwerke. Daß die Beteiligung der Yankees auch in diesen Unternehmungen eine entschiedene Gefahr in sich schließt, kann nach dem Vorgesagten nicht zweifelhaft sein. Im übrigen deutet diesen Charakter auch gerade das erste große Bahnunternehmen an, welches von dieser Seite lanziert wird.

In letzter Zeit war schon vielfach von einer „Brazil Railway Company" die Rede, ja auch selbst davon, daß dieses neue Unternehmen sein Argusauge schon auf die wichtigsten Verkehrslinien Brasiliens, die Zentralbahn nicht ausgenommen, geworfen habe. Ueber den Charakter, den Umfang und den Aktionsplan dieses Unternehmens liegen nun nähere Angaben vor und daraus ist ersichtlich, daß hier der Vampir-Charakter des nordamerikanischen Kapitals wieder vollauf zur Geltung kommt, auch wenn noch andere Finanzgruppen dabei mitwirken. In den uns vorliegenden Mitteilungen wird ausgeführt:

„Letzthin wurde offiziell bekannt, daß es sich um ein Kapitalisten-Syndikat handle, welches die „Brazil Railway Company" vertritt. Schon im Laufe des vorigen Jahres waren derartige Gerüchte im Umlauf, dann hieß es wieder, die argentinische Nordostbahn habe das größte Interesse daran, die Entre Rios-Bahn sich finanziell zu unterwerfen. Jetzt ist es ein Faktum, daß man in Paris Aktien für 800.000 Pfund Sterling fest hat. Aber man hat nunmehr nicht nur die Entre Rios-Bahn unter Kontrolle, die Interessensphäre erstreckt sich auch über die Argentinische Nordost- und die Paraguay-Zentralbahn. Die in Frage kommende Finanzgruppe besteht aus nordamerikanischen, englischen und französischen Kapitalisten unter dem Vorsitz von Mr. Percival Farquhar, der im Aufsichtsrat verschiedener kanadischer Bahnen sitzt, der Niagara-Kraftstation und der Elektrizitätsgesellschaft von Rio de Janeiro angehört. Ferner sind Mitglieder der Gesellschaft Mr. F. W. Barrow, Vicomte de Breteuil, F. S. Pearson, Alexandre Mackenzie, C. Sampaio, William van Horne usw. DieBankiers sind die Bank von Schottland, Gebrüder Speyer, Banque de Paris u. Pays-Bas usw. Das zur Verfügung stehende Kapital ist außerordentlich bedeutend, denn in Europa sind Aktien für 500 Millionen Dollars untergebracht worden, ferner werden noch Schuldscheine für 10 Millionen Pfund Sterling, 85 Millionen Franken und 5 Millionen Dollars ausgegeben, die willig Nehmer finden werden. Die Gesellschaft besitzt bereits den größten Teil der Aktien der Copacabana-Bahn, 85 Prozent der São Paulo-Bahn, viele Aktien der belgischen Gesellschaft von Rio Grande do Sul, die meisten Aktien der Paulista und Mogyana Co., 49 Prozent der Madeira-Mamoré-Bahn, und — die Garantie des Staates São Paulo für 6 Millionen Acres Land an der zu erbauenden Linie São Paulo—Rio Grande. Ferner weiß man jetzt, daß die Gesellschaft von Hrn. Andres R. Fary eine von der argentinischen Regierung bewilligte Konzession erworben hat, welche den Bau folgender Bahnstrecken ins Auge faßt: Hafen von Santa Fé nach dem Rio Bermeyo, an einen Punkt, nicht weiter als 40 Kilometer nordwestlich von Presidente Roca, mit folgenden Zweigstrecken: Kilometer 457 nach Osten bis Fortin Charrau, von demselben Punkt aus nach Nordwesten bis zur Grenze der Provinzen Santa Fé und Santiago del Estero und ferner eine von Kilometer 760 in nordwestlicher Richtung nach dem Rio Bermeyo.

Ein Blick auf die Karte genügt, um den Einfluß der Gesellschaft im Bahnnetz der Staaten São Paulo, Paraná, Santa Catharina und Rio Grande klarzulegen. Die Kontrolle über die obengenannten Bahnen ist nicht zu unterschätzen, und hierzu kommt noch, daß die Gesellschaft durch die Paraguaybahn von Asuncion aus nach den Iguasúfällen freien Eingang nach Brasilien gefunden hat. Es ist heute noch schwer zu sagen, wie weit die Gesellschaft ihren Einfluß über die argentinischen Bahnen ausdehnen will, soviel ist sicher, daß Corrientes, vor allen Dingen aber Entre Rios, die größten Vorteile haben wird. Und welche Chancen die Aktienbesitzer von der neuen Gesellschaft haben werden, geht aus dem stetigen Steigen der Midland Uruguay-Aktien hervor, die von Anfang 1911 bis heute von 195/8 auf 37, die der uruguayischen Nordwestbahn von 14 auf 23 gestiegen sind; auch die Aktien der uruguayischen Zentralbahn sind in demselben Zeitraum von 91,5 auf 113 gestiegen. Es handelt sich nunmehr natürlich um Verbindungen dieses Bahnsystems mit Argentinien über den Rio Uruguay, die geschaffen werden können zwischen Monte Caseros und Santa Rosa (Argent. Nordostbahn und Brazilbahn), zwischen Concordia und Salto und zwischen Gualeguayehu und Frac Bentos.

Und damit noch nicht genug, die Brazil Railway Company hat schon die noch im Bau befindliche Linie gekauft, die von Santos nach dem Süden des Staates São Paulo führt, und dort Anschluß an das schon bestehende brasilianische Bahnnetz findet. Zu beachten ist bei den ganzen Geschäften, daß die Spurweite sämtlicher in Frage kommenden Bahnen die gleiche ist.

Zum Leiter der Gesellschaft in Buenos Aires ist ein großer Kenner Argentiniens ernannt worden, nämlich Mr. H. G. Cabrett, früher Superintendent der Argentinischen Zentralbahn.

Es ist anzunehmen, daß der Wirkungskreis der Gesellschaft nicht am Rio Paraná stehen bleiben wird, sondern auch die Provinzen Buenos Aires und Santa Fé in sich schließen wird. Zu dieser Meinung berechtigt uns die Teilnahme so vieler französischer Kapitalisten, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir den Kauf der drei bestehenden französischen Linien, nämlich der Santa Fé-Bahn, der General de Buenos Aires- und der Rosario—Puerto Belgrano-Bahn in Bälde erwarten können.

Ferner heißt es, daß die Gesellschaft verschiedene Konzessionen erwerben will, u. a. die von San Nicolas nach Arenales und die Rosario—Meu-

doza-Linie, daß sie auch bereits den Herren Lacroze ein Gebot gemacht habe, um deren Bahn ihrem Konzern anzuschließen, durch die sie von Entre Rios aus Zugang nach der Bundeshauptstadt haben würden.

Aus sicherer Quelle haben wir noch erfahren, daß das Syndikat die Absicht hat, die Kontrolle über die Häfen von Santos und Montevideo in die Hand zu bekommen, wie auch einen Ueberseehafen in Rio Grande zu bauen, um später alle Produkte der Provinzen Entre Rios und Corrientes, vom Chaco, Formosa und der Republik Paraguay nach ihren Häfen zu leiten."

Wie wir sehen, handelt es sich hier doch wirklich um eine Vampirbildung, würde doch dieser „Brazil Railway Company" der größte Teil der Bahnen von Argentinien bis Mittelbrasilien und bis hoch in den Norden von Paraguay und Brasilien anheimfallen. Wir gehen kaum irre, wenn wir hinter diesem Unternehmen wiederum die Propagandisten der nordamerikanischen Elektrizitätsindustrie als die Hauptmacher erblicken. Bekanntlich stellen die Iguassú-Fälle eine so enorme Kraftquelle dar, daß sie für den Bahnbetrieb der gesamten La Plata-Länder in Betracht kommen. Und dieses Kraftwerk läge so ziemlich im Zentrum des gesamten Bahnnetzes, das sich nach den obigen Mitteilungen die „Brazilian Railway Company" in ihrem Plane zulegt. Daß mit dem Gelingen dieses gewaltigen Unternehmens die Yankees nicht allein wieder einen gewaltigen Fortschritt in ihren südamerikanischen Elektrizitätsunternehmen erreichten, sondern damit auch mit einem Schlage eine machtgebietende Stellung im südamerikanischen Eisenbahnwesen erobern würden, liegt klar auf der Hand. Bei dem speziellen Charakter aber, welcher allen ihren Kapitalinvestierungen anhaftet, können wir diesem neuen Unternehmen nur sehr geteilte Sympathie entgegenbringen und müssen aufrichtig gestehen, daß wir die große elektrische Kraftzentrale Iguassú der deutschen Industrie und deutschen Unternehmern gewünscht hätten.

Zur Ehescheidungsvorlage.

Die Bewegung zugunsten der Einführung eines Ehescheidungsgesetzes hat wieder von neuem eingesetzt und es freut uns, konstatieren zu können, daß die Stimmung für die Annahme dieses Projektes jetzt besser vorbereitet ist als früher, so daß eine Ablehnung kaum noch zu erwarten ist. Sollte das Unerwartete dennoch geschehen und das Projekt doch abgelehnt werden, so dürfte man das als den letzten Sieg der Scheidungsgegner ansehen. Geht es dieses Mal noch nicht, dann muß es das nächste Mal gehen, denn die Ehescheidung ist Brasilien unentbehrlich geworden und das Volk hat die Notwendigkeit schon soweit begriffen, daß es sich gegen das Projekt nicht mehr so auflehnt wie im Jahre 1897, als Eurico Coelho zum ersten Male das Ehescheidungsprojekt einbrachte. Damals wurden gegen dieses Projekt tausende und abertausende von Unterschriften gesammelt, Volksversammlungen veranstaltet und das große Publikum regte sich über den Versuch, „die Familie zu entchristlichen", auf; jetzt sind die Proteste sehr selten geworden und nur noch vereinzelte Reaktionäre erheben noch Einspruch gegen das Gesuch, das zu den größten Notwendigkeiten unserer Gesellschaft gehört.

Sonderbarerweise geht die Bewegung gegen die Ehescheidungsvorlage hauptsächlich von den Katholiken aus, obwohl niemand so wenig Recht hat, gegen die Lösung des auf dem Standesamte geschlossenen Ehebündnisses zu protestieren als gerade die Kirche, die, wie bekannt, die Ziviltrauung als null und nichtig betrachtet und die demzufolge ihrer eigenen Ansicht nach gar nicht existiert. Es gehört nicht gerade zu den Seltenheiten, daß ein katholischer Priester die kirchliche Trauung eines Mannes vornimmt, dessen vor dem Standesamte geschlossene Ehe noch zu Recht besteht und diese von der obersten kirchlichen Behörde gebilligte Handlung ist doch nur ein eklatanter Beweis, daß die Zivilehe für die Kirche nicht als Ehe gilt. Unsere Leser werden sich vielleicht noch daran erinnern, daß vor etwa zwei Monaten in Rio de Janeiro sich ein junger Mann erschoß, weil gegen ihn mit gutem Erfolg ein Prozeß eingeleitet worden war, um ihn zu zwingen, daß er seine ihm standesamtlich angetraute Gattin ernähre, die er verlassen hatte, um sich vor dem Priester mit einer anderen Frau trauen zu lassen. Dieser Fall kam, wie gesagt, in der Bundeshauptstadt vor, also vor den Augen des Kardinal-Erzbischofs, und es ist ausgeschlossen, daß D. Joaquim Arcoverde von dieser Eheschließung nichts wußte oder daß er sie mißbilligte. Der Kardinal wußte von dieser Ehescheidung und gestattete sie, was er übrigens von seinem kirchlichen Standpunkt aus auch tun konnte, denn die Zivilehe existiert als eine von der Kirche offiziell und ausdrücklich verworfene Institution für die kirchliche Behörde nicht, und was nicht existiert, das kann auch nicht respektiert werden. Wenn die Zivilehe aber für die Kirche nicht existiert, dann hat die Kirche logischerweise auch nicht das Recht, für die Unlösbarkeit dieser selben Ehe einzutreten. Wollen die Katholiken konsequent sein, dann können sie anstreben, daß die kirchlich geschlossene Ehe, die einzige, die sie als Ehe anerkennen, auch vor dem Gesetz Gültigkeit erlange, aber die Zivilehe geht sie nichts an, die entzieht sich ihrem Einfluß und sie haben nicht das Recht, auf diese Ehe, die eine rein staatliche Einrichtung ist, die kirchlichen Lehren anzuwenden, was einen Versuch in sich schließt, weltliche Institutionen dem kirchlichen Befinden unterzuordnen.

Ohne der katholischen Auffassung der Ehe irgendwie nahetreten zu wollen, müssen wir betonen, daß durch die Verteidigung der Unlösbarkeit der Zivilehe die Katholiken sich auf ein Gebiet begeben, das ihnen fremd bleiben sollte, denn sie haben auf ihm nichts verloren und haben auf ihm infolgedessen auch nichts zu suchen. Wie die kirchliche Ehe, die nach der katholischen Anschauung ein Sakrament ist, dem Einfluß des Staates entrückt und eine rein kirchliche Institution ist, so ist die Zivilehe dem Einfluß der Kirche entrückt und eine rein weltliche Institution, über die nur der von der Kirche vollständig getrennte Staat zu entscheiden hat.

Der andere Einwand gegen die Ehescheidung wird aus moralischen Bedenken erhoben. Auch Leute, die die kirchliche Auffassung von der Ehe nicht teilen, die das Ehebündnis nicht als ein Sakrament, sondern als einen Vertrag betrachten, glauben gegen das Ehescheidungsprojekt Einsprache erheben zu müssen. Sie befürchten, daß die Ehescheidung die Zerrüttung der brasilianischen Familie zur Folge haben werde und rufen, um dieses zu verhüten, den Staat um Schutz an, den sie sich in Gestalt des Ehescheidungsverbotes als sehr wirksam vorstellen. Aber eine Ehe, die durch den Staat vor der Zerrüttung geschützt werden muß, ist bereits dieses Schutzes nicht mehr wert, denn eine Ehe, die nur durch gesetzlichen Zwang zusammengehal-

ten wird, ist keine Ehe mehr, sondern ein unmoralischer Zustand, der nie zu früh aufhören kann.

Ueber die mannigfachen Gründe, die uns veranlassen, mit aller Entschiedenheit für die Ehescheidung einzutreten, werden wir uns in einer der nächsten Nummern auseinandersetzen. Jetzt wollen wir nur noch das Projekt bekanntgeben, das von den Deputierten Florianno de Brito und Nicanor do Nascimento eingebracht worden ist und das bereits die Zustimmung von etwa hundert Mitgliedern des Parlaments gefunden hat.

Ehescheidungsgründe sind nach diesem Projekt: Ehebruch, schwere Mißhandlung oder öffentliche Beleidigung, freiwilliges Verlassen des Hauses in der Dauer von über zwei Jahren, freiwillig erfolgte Trennung, wenn sie mehr als zehn Jahre gedauert hat, Abwesenheit eines der Eheleute von nicht weniger als fünf Jahren, endgültige Verurteilung des einen Teiles wegen eines entehrenden Verbrechens, unheilbare Geisteskrankheiten, ansteckende Krankheiten oder solche, die als unheilbar und erblich gelten, sexuelle Anormalität infolge erblicher Belastung oder Krankheit, und freiwilliges Einverständnis beider Teile, nachdem sie schon zwei Jahre zusammengelebt.

Der Ehebruch hört auf, ein Scheidungsgrund zu sein, wenn er nicht freiwillig ist (wenn eine Frau vergewaltigt wird, dann hat ihr Mann also keinen Scheidungsgrund); wenn der klagende Teil selbst dazu beigetragen hat, daß der Ehebruch verübt wurde oder wenn er das Vergehen des schuldigen Teiles bereits verziehen hat. Als Verzeihung des Ehebruches gilt, wenn der unschuldige Teil nach Kenntnis des Vergehens mit dem schuldigen Teil zusammenlebt.

Die Aussprechung des Ehescheidungsurteils hat die Trennung von Tisch und Bett, sowie die Teilung der Güter zur Folge; die Ehebande sind aber erst nach drei Jahren und auch dann erst auf Antrag eines Teiles als vollständig gelöst zu betrachten. Sowohl auf beiderseitiges Verlangen wie auch nach einem Prozeß Geschiedene können sich zu jeder Zeit wieder vereinigen, aber die Gütergemeinschaft wird nicht mehr wiederhergestellt.

Die Kinder werden durch das Ehescheidungsurteil dem unschuldigen Teil zugesprochen. Dasselbe Urteil stellt auch die Quote fest, die der Mann zu der Erziehung der Kinder und zum Lebensunterhalt der Frau (vorausgesetzt, daß sie der schuldlose Teil ist) beizusteuern hat. — Die geschiedene Frau hat nicht mehr das Recht, den Namen des Mannes zu führen.

Erfolgt die Scheidung auf beiderseitigen Wunsch (in diesem Falle gibt es keinen schuldigen Teil) und sind Kinder vorhanden, so bleiben die Töchter der Mutter anvertraut und die Söhne nur solange, bis sie sechs Jahre alt geworden. — Die Ehescheidungsvorlage ist wohl durchdacht und man kann nur noch den Wunsch haben, daß sie bald Gesetz werden und den unmoralischen Zuständen, die jetzt vielfach bestehen, ein Ende machen möge. Die Erlaubnis der Ehescheidung auf beiderseitigen Wunsch ist sehr wichtig, denn sie ist geeignet, manchen Skandal zu ersparen. In Ländern, wo die Ehescheidung auf beiderseitigen Wunsch nicht eingeführt ist, tragen viele Eheleute ein schweres Joch, weil sie nicht den Mut haben oder weil ihre Stellung ihnen verbietet, durch die Scheidungsklage und ihre Begründung den öffentlichen Skandal zu provozieren. In diesem Falle befand sich der Major Schönenbeck. Er wußte, daß seine Frau ihn hinterging, aber er hatte nicht den Mut, durch die Scheidungsklage einen Skandal herbeizuführen und das Resultat davon war der Allensteiner Mord. Würde das deutsche Gesetz die gegenseitige Abneigung als Scheidungsgrund anerkennen, dann hätte der Mann die Scheidung ohne jede Sensation herbeiführen können.

In unserem Artikel über die Ehescheidungsvorlage des Bundesdeputierten Dr. Florianno de Brito versprachen wir, unsere Gründe darzulegen, die uns veranlassen, dieses Projekt rückhaltlos gutzuheißen. Die Ehescheidung ist, mögen ihre Gegner sie noch so oft und noch so energisch als eine gefährliche Neuerung hinstellen, nichts anderes als die logische Folge der Ziviltrauung. Mit der Einführung der standesamtlichen Trauung war es anders. Sie war etwas Neues, der erste Schritt auf einem bisher unbekannten Weg, und mußte als solche notwendigerweise auf den Widerspruch aller derjenigen stoßen, die an das Althergebrachte glauben. Die Ehescheidung ist aber nicht mehr grundlegend, sondern, wie gesagt, nur eine Konsequenz der bürgerlichen Trauung, und die Opposition gegen diese Konsequenz erweist sich als eine gesund denkenden Menschen überhaupt unverständliche Neigung, alte Trümmer auf Kosten des Fortschritts zu konservieren.

Den sakramentalen Charakter hat auch nach der katholischen Auffassung nur die kirchliche Trauung. Die eheliche Vereinigung vor dem Standesbeamten, der keine priesterlichen, sondern nur notarielle Funktionen ausübt, ist aber ein einfacher Vertrag geworden, und es ist wahrhaftig nicht ersichtlich, warum denn gerade diese Art von Vertrag gegen alle Praxis unlösbar sein sollte. Wäre die Ehe auch nach der modernen, bürgerlichen Auffassung das, was sie im Sinne der Kirche ist: eine göttliche Institution, an der keiner rütteln darf, dann läge die Sache allerdings so, wie die Konservativen sie hinnehmen, und wir würden überzeugungstreu mit einstimmen: was Gott vereint, das soll kein Mensch auf Erden trennen; aber der Verbindende ist nicht mehr Gott, sondern der Staat, und dieser hat nicht die Praxis, obwohl Hegel ihn den präsenten Gott nennt, ewige Verträge zu sanktionieren, sondern er muß den Vertragsteilen die Freiheit lassen, die eingegangenen Verpflichtungen, die ihnen nach dem Abschluß des Kontraktes unerträglich erscheinen, wieder zu lösen, und muß, da er durch seine Unterschrift den Vertrag legalisiert, entsprechend der Notwendigkeit ein Verfahren einführen, um diese Legalisierung wieder rechtsgültig rückgängig machen zu können.

Der Staat hat, wie gesagt, durch die Einführung der Ziviltrauung selber formell bestätigt, daß er die kirchliche Auffassung nicht teile und, im Gegenteil, in der Ehe nur einen rechtlichen Vertrag erblicke, und trotz alledem schleppt er eine Konsequenz der abgelehnten Auffassung mit sich und spricht dem Ehevertrag wieder die Eigenschaften eines solchen ab, denn jeder Vertrag schließt doch die Möglichkeit der Auflösung in sich. Ist ein Vertrag unlösbar, dann ist er eigentlich keiner mehr, sondern ein permanenter Zustand und gewährleistet den Kontrahenten nicht mehr das, was man von einem Vertrag erwarten muß: die Möglichkeit, bei einer eventuellen Enttäuschung durch die legale Auflösung sich vor weiterem Schaden zu schützen.

Demnach kann man nicht sagen, daß die Ziviltrauung ohne die Scheidungsmöglichkeit etwas Vollkommenes darstellt, und da es die Pflicht des Staates ist, in seinen Institutionen die möglichste Vollkommenheit zu erstreben, so muß er auch dafür Sorge tragen, daß das, was die Einführer der Ziviltrauung unterlassen haben, möglichst bald eingeholt werde.

(Schluß folgt.)

Wochenschau.

Die schon in der vorigen Woche verbreitete und auch von uns weitergegebene Meldung, daß der französische Ministerpräsident, Herr Raymond Poincaré, seine längst geplante Reise nach der russischen Hauptstadt bereits angetreten habe, war verfrüht. Der Minister ist erst diese Woche abgereist und zwar mit dem Kreuzer „Condé". Er geht also über See, um nicht Deutschland berühren zu müssen. Was wird er dort am Newa-Strande tun, frägt die Ganze sich mit Politik befassende Welt und die Zeitungen haben wieder die beste Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit im Aufstellen politischer Hypothesen zu zeigen. Was wird der französische Politiker in Petersburg tun? Nun dasselbe, was die Politiker immer tun wenn sie zusammenkommen: Große Worte sprechen, Kannegießern, den wichtigen Mann spielen, die Paläste und die Kasernen anschauen, mit welchen Petersburg besonders reich gesegnet ist, und außerdem wird er, falls er dafür Verständnis hat, sich ausgezeichnet amüsieren. Und die Bedeutung der Ministerreise für die Weltpolitik? Es kann sein, daß sie eine solche Bedeutung hat, es ist aber möglich, daß sie dieselbe nicht hat. Man muß bedenken, daß kurz vor dieser Reise des Herrn Poincaré nach Rußland die Kaiser Deutschlands und Rußlands zusammenkamen und daß sie nach einigen angenehm zusammenverlebten Tagen mit einem brüderlich freundschaftlichen Händedruck auseinandergingen. In Rußland ist gegenwärtig eine deutschfeindliche Stimmung nicht vorhanden. Der Zar selbst hat immer in Kaiser Wilhelm einen Freund erblickt und da der jetzige Minister des Aeußern, Herr Sasanow, eher eine deutschfreundliche als deutschfeindliche Politik betreibt, so kann man die Annahme ruhig aussprechen, daß in Rußland ein Deutschland günstiger Wind wehen muß. Nun wissen aber die „gut informierten Kreise," daß Poincaré mit der Absicht nach St. Petersburg reise, um Rußland für ein gegen Deutschland gerichtetes Flottenbündnis zu gewinnen. An diesem Bündnis sollen England, Frankreich und Rußland partizipieren und sein Zweck sei nur der, Deutschland zu zeigen, daß seine Rüstungen als eine Provokation aufgefaßt werden. In der Politik ist ja alles möglich, aber vorläufig glauben wir noch nicht an das Zustandekommen eines solchen Bündnisses. Erst vor kurzem haben alle Minister, die in der Weltpolitik eine Rolle spielen, sich dahin geäußert, daß die Weltlage, von dem italienisch-türkischen Krieg abgesehen, die denkbar günstigste sei, und nun soll wieder mit den schon mehr als einmal gescheiterten Einkreisungsplänen begonnen werden! Das wäre ein gar zu toller Sprung und die Frage wäre nur zu berechtigt, ob denn die Politik wirklich nur eine Lüge sei. — Der Staatssekretär des deutschen auswärtigen Amtes, Herr von Kiderlen-Wächter, soll einem französischen Journalisten, dem Korrespondenten des Pariser „Figaro" eine Unterredung gewährt haben, in deren Verlaufe ihm das Geständnis entschlüpft sei, daß Deutschland nur wegen Frankreich sein Landheer vermehrt habe. Komme es zu einem Bruch mit England, dann werde die öffentliche Meinung Frankreichs die Regierung zwingen, gegen Deutschland die Waffen zu erheben und deshalb müsse Deutschland eine starke Armee haben. Wenn der Staatssekretär diese Worte wirklich gebraucht hat, dann hat er nur das ausgesprochen, was vorher schon alle Menschen wußten. Deutschland rüstet. Das ist kein Geheimnis, und da es rüstet, so muß es doch an irgendeiner Gefahr denken. Gegen Holland, Belgien oder Luxemburg können diese Rüstungen nicht gerichtet sein, und so ist es absolut nicht schwer, an Frankreich zu denken. Deshalb braucht aber ein Minister dieses noch lange nicht mit schonungsloser und undiplomatischer Offenheit eingestehen. Er kann es denken und überzeugt sein, daß der, mit dem er spricht, auch dasselbe denkt, aber sagen darf und soll er es nicht und wir glauben auch nicht, daß Staatssekretär von Kiderlen-Wächter das gesagt hat, was die französischen Blätter ihm in den Mund legen. — In Kiel ist der Komplize des russischen Spions Kostewitsch, ein gewisser Nikolski, gegen eine Kaution von fünftausend Mark in Freiheit gesetzt worden. Kostewitsch selbst sitzt noch in Untersuchungshaft, aber es scheint, als ob man an seine Schuld nicht mehr so felsenfest glaubte wie früher und es wäre für uns keine Ueberraschung, wenn der russische Hauptmann entlassen würde. — Die alten Spionage-Affären sind noch nicht ganz von der Tagesordnung verschwunden und da kommt schon wieder eine neue auf. Diesmal handelt es sich um fünf Engländer, die an der hollsteinschen Küste mit ihrer Yacht herumgesegelt und die Küstenbefestigungen photographirt haben. Sie sind alle verhaftet worden und man hat in ihrem Besitz verschiedene Aufnahmen gefunden, sodaß ihre Schuld nachgewiesen zu sein scheint. Alle fünf seien Söhne sehr reicher und sehr vornehmer englischer Familien. Sie werden die Spionage wohl als einen Sport betrachtet haben, was aber Deutschland nicht hindern sollte, sie als wirkliche Spione zu behandeln. Wer solchen sonderbaren sportlichen Neigungen nachgeht, der kann sich nicht beklagen, daß man ihn verurteilt, ebenso wie der Boxer sich nicht beklagen kann, wenn man ihm die Kinnlade einschlägt. — Die deutsche Luftschiffahrt hat wieder einen großen Erfolg zu verzeichnen. Der neue Lenkballon „Hansa", der größte, der bis heute existiert, hat seine Probefahrten sehr gut bestanden und am nächsten Tage ist er mit Passagieren von Friedrichshafen nach Hamburg geflogen, die Strecke von 850 Kilometern in fünfzehn Stunden zurücklegend und zwar, ohne auch nur eine einzige Zwischenstation zu machen. Auf diese neueste Leistung seiner Luftschiffer kann Deutschland stolz sein, denn sie bedeutet wieder einen Fortschritt auf einem Gebiete, das Tag für Tag wichtiger wird. Die „Hansa" ist nach dem System Zeppelin gebaut, was nach allem Anschein das gebräuchlichste zu werden verspricht. Der Erfolg der „Hansa" ist mithin ein Triumph des alten Grafen, der seine Mühen jetzt vollkommen belohnt sieht.

— Theodor Roosevelt, der wieder gerne Präsident der Vereinigten Staaten werden möchte, hat auf der Versammlung der von ihm gegründeten Progressisten-Partei in Chicago eine große Rede gehalten, in der er sein Regierungsprogramm entwickelte. Diese Rede triefte förmlich vor Demokratie und Volksliebe und es wurde nur bedauert, daß nicht ein anderer, sondern gerade Roosevelt sie hielt, zu dem doch die wenigsten Menschen das Vertrauen haben, er könnte das denken, was er spricht. Er will zur Regierung gelangt so volkstümlich regieren, wie noch nie einer vor ihm und vor allen Dingen will er die Korruption im öffentlichen Leben bekämpfen. Das klingt sehr schön und eine solche Regierung würde sehr wünschenswert sein, aber man darf nicht vergessen das Roosevelt schon eine lange Zeit Präsident gewesen ist, ohne das zu tun, was er jetzt verspricht. Seine Augen waren auf etwas anderes gerichtet und anstatt volkstümliche Politik zu treiben hat er die amerikanische Großmanns-

sucht genährt und den Imperialismus gefördert, der eines schönen Tages zu internationalen Konflikten führen kann. In dieser Rede hat Roosevelt wieder einmal den Trusts den Krieg erklärt, aber auch diese Erklärung dürfte kaum ernst angenommen werden, denn es steht noch in frischer Erinnerung, daß er als Trustbekämpfer sehr wenig zu leisten vermochte. — Das einzige, was er in der Rede sehr deutlich aussprach, war sein Wunsch, Präsident zu werden, und daß er einen solchen Wunsch hat, das glaubt man ihm aufs Wort. Den anderen Versicherungen gegenüber ist aber Reserve zu empfehlen. — Auch der demokratische Kandidat Wilson hat eine Programmrede vom Stapel gelassen und ebenfalls erklärt, daß er, zum Präsidenten gewählt, volkstümlich regieren werde. Jetzt fehlt nur noch, daß der republikanische Kandidat, William Taft, auch noch eine solche Erklärung abgibt, dann haben alle drei, die die nächsten Jahre im „Weißen Hause" wohnen wollen, dasselbe Programm und dann ist es schließlich einerlei, wer von ihnen an die Spitze kommt.

Notizen.

São Paulo.

Die Staatseinnahmen betrugen im Monat Juli 1.124:649$, d. h. 203:775$ weniger als im selben Monat des Vorjahres. Zu diesen Einnahmen trugen die Steuern auf Grundbesitzverkäufe mit 382:348$ den größten Posten bei.

Für die neue Orchester-Schule, deren Gründung auf Initiative des Gesangvereins „Lyra" zu Beginn dieses Monats erfolgte, zeigt sich große Begeisterung. Die Teilnahme an der ersten Besprechung und Einschreibung war eine sehr rege. So wird sich unter der fachtüchtigen Leitung von Hrn. K. Aschermann bald eine leistungsfähige Schar von Musikkräften heranbilden, die bei den beliebten Vereinsfesten der „Lyra" einen erheblichen Teil des Programms übernehmen wird. Nach Porto Alegre ist S. Paulo wohl eine der ersten südamerikanischen Städte, wo die deutsche Kolonie aus eigenen Kräften ein Orchester heranbildet. Die Eltern sollen nicht verabsäumen, ihre herangewachsenen musikalischen Söhne und Töchter auf diese Gelegenheit hinzuweisen. Erst später, oft zu spät sieht man ein, welchen Wert praktische Verwendung der Musikveranlagung im gesellschaftlichen und Familienleben hat.

Indianer von der Umgebung von Bebedouro sind am 5. ds. in Santos eingetroffen und haben die Polizei um Reisebillets nach São Paulo ersucht. Hier besuchten sie den Staatspräsidenten, um ihn um Kleider und andere Gebrauchsgegenstände zu bitten. Aber der Staatspräsident sollte dabei nicht zu kurz kommen. Die Indianer haben ihm dagegen Pfeile, Halsbänder, Federnschmuck und andere Erzeugnisse ihrer primitiven Industrie geschenkt.

Casa Edison.

S. PAULO

AVIS. 274

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

Spielwaren-Abteilung

unserm Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allermodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu kon- -- kurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen. --

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate

∴ von 65$000 aufwärts ∴

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus.

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

Von der Zentralbahn. Heute müssen wir von zwei Katastrophen auf einmal berichten. Die eine ereignete sich in der Nähe der Station Lageado und die andere in der Nähe der Station Lauro Müller. Die erste Katastrophe geschah am Mittwoch um sechs Uhr morgens und sie erinnert sehr an eine andere, die vor nicht allzu langer Zeit sich auf der Sorocabana Railway ereignete. Der Maschinist Ubaldo Ribeiro, jedenfalls ein Musterexemplar Marke Frontin hatte auf der Station Lageado seine Lokomotive eingeheizt und war dann nach Hause gegangen, um seinen Morgenkaffee zu trinken. Die Kohlen brannten gut, das Wasser in den Kesseln fing an zu sieden, der Dampf stieg und eines schönen Augenblicks setzten sich die Räder in Bewegung — die Lokomotive fuhr, einen Lastzug hinter sich ziehend aus der Station. Das Bahnpersonal sah den großen Zug verschwinden und ahnte, was da kommen mußte, aber da war nicht mehr zu helfen, denn die Lokomotive konnte nicht mehr eingeholt werden. Das Geleise war etwas abschüssig, Dampf war genügend in dem Kessel und das Tempo der herrenlosen Lokomotive war dementsprechend ein schnelles. Es dauerte nicht lange, da traf die durchgebrannte Lokomotive den Rio-Expreßzug, der um fünf Uhr fünfzehn die Nordstation verläßt. Der Maschinist dieses Zuges erblickte die Gefahr, da das Geleise dort verschiedene Kurven hat, erst, als der führerlose Zug nur noch etwa zweihundert Meter entfernt war. Sofort gab er Gegendampf, aber der Zusammenstoß war nicht zu vermeiden. Der Lastzug holte den rückwärtsfahrenden Expreß ein und bei dem Zusammenprall wurden beide Maschinen zerstört. Von dem Personal des Expreß wurden der Maschinist, der Heizer und der Räderschmierer verletzt, der letztere schwer. Die Passagiere kamen mit dem bloßen Schrecken davon, denn ihre Wagen waren am letzten Ende des Zuges und die Frachtwagen milderten den Zusammenstoß derart, daß ihnen nichts mehr geschehen konnte. Es hätte noch schlimmer werden können. Wenn der Expreßzug nicht die Kurve bereits hinter sich gehabt hätte. Der Maschinist hätte dann nicht rechtzeitig Gegendampf geben können und, mit voller Kraft zusammenfahrend, wären beide Züge vollständig zertrümmert worden. Die Linie blieb den ganzen Tag gesperrt. Die Passagiere der verschiedenen von São Paulo abfahrenden Züge mußten in Lageado aussteigen und nach der Unglücksstätte einen anderen Zug nehmen, der ihnen von der Nordstation entgegenfuhr.

Der andere Zusammenstoß war eine Katastrophe, wie man sie hier selten erlebt hat und zur Stunde ist es noch unmöglich zu sagen, welchen Umfang das schreckliche Unglück eigentlich hat. Kurz vor neun Uhr stieß zwischen den Stationen Lauro Müller und São Christovam der nach Maxambomba fahrende Expreß auf den nach Caseadura abgegangenen Personenzug, der gleich hinter dem Viadukt von São Christovam hielt. Der Zusammenprall war furchtbar. Die Maschine des Expreß' stieg auf den letzten Frachtwagen des Caseadura-Zuges, die Wagen fielen um, stiegen aufeinander und gingen in Trümmer, die Passagiere unter sich begrabend. Wie groß die Zahl der Toten und Verwundeten ist, weiß man noch nicht. Bis Mitternacht hatte man auf der Assistencia Publica in Rio de Janeiro 65 Verwundete verbunden und drei Leichen waren schon von der Unglücksstätte gebracht worden. — Die Verantwortung für die Katastrophe treffe den Weichensteller der Station Lauro Müller, der den einen Zug auf den anderen geleitet habe. — Die Bahnverwaltung verweigerte jede Auskunft. Wer nach der Unglücksnachricht auf der Hauptstation erschien, um nähere Informationen zu holen, der riskierte, von den zahlreichen Geheimpolizisten, von welchen die Station wimmelte, gelyncht zu werden. Die Zentralstation war auch durch ein großes Aufgebot der Militärpolizei bewacht, die jedenfalls eine Manifestation gegen die Bahnverwaltung verhindern sollte. — Dr. Paulo de Frontin kam bis elf Uhr nicht zum Vorschein und man weiß noch nicht, ob er überhaupt sich nach der Unglücksstätte begab.

Die Nachricht von der großen Katastrophe hat in Rio de Janeiro einen ungeheuren Eindruck gemacht und es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn auf die Station oder auf die Wohnung des Generaldirektors ein Angriff erfolgt wäre, denn im Grunde genommen ist er doch der Hauptschuldige an all den Katastrophen, die nicht nur Menschenleben, sondern auch ungezählte Contos de Reis kosten. Diese Unglücksfälle scheinen gerade die Antwort auf die Verteidigung des „überlegenen Verwalters" Dr. Frontin durch Flores da Cunha zu sein. Kaum hat der Deputierte dem staunenden Volke erzählt, wie viel es dem „überlegenen Verwalter" danke, da erfolgen fünf Katastrophen in einer Woche und auf der „überlegen verwalteten" Bahn wird somit der Rekord der Unglücksfälle geschlagen.

Schiffahrt. Die „Compagnie de Navigation Sud-Atlantique", die an Stelle der „Messageries Maritimes" tritt, wird am 5. Oktober ihren Dienst zwischen Bordeaux, Rio de Janeiro, Montevidéo und Buenos Aires beginnen. Der erste Dampfer dieser Gesellschaft, der von Bordeaux nach Südamerika kommt, ist „Burdigalia", ein mit allem Komfort und Luxus ausgestattetes Passagierschiff. Die „Burdigalia" mißt 183 Meter Länge, 19,50 Meter Breite und hat 12500 Tonnen Wasserverdrängung. Die bekannte Firma Antunes dos Santos & Co. hat die Agenturen in Rio, Santos und São Paulo übernommen.

Neues Theater. Die „Companhia Antarctica Paulista" hat die Pläne des neuen Theaters, das sie an der Ecke Rua São João und Rua Formosa bauen wird und von dem wir schon berichteten, bereits dem Bauamt der Präfektur zur Genehmigung vorgelegt. Nach der Gutheißung der Pläne soll mit dem Bau sofort begonnen werden.

Ein paulistaner Staatsstipendist verunglückt. Aus Italien kam gestern die Meldung, daß in Villa Marmirolo, in der Nähe von Mantua, am 29. v. M. der 21jährige Paulistaner Mario Mendes ertrank, als er im Fluß Molinella badete. Mario ist von Campinas gebürtig, studierte in Rio de Janeiro Medizin, widmete sich aber mehr dem Sport, in dem er es zu großen Leistungen brachte. Später entdeckte er bei sich eine gute Tenorstimme, gab das Studium der Medizin auf und ging mit einem Stipendium des Staates São Paulo nach Mailand, um sich als Tenorist auszubilden. Er nahm bei zwei Gesangslehrern Unterricht und hier setzte man auf seine Künstlerkarriere viel Hoffnung. Für die Sommermonate hatte er sich in den Fremdenort Marmirolo begeben. Wie ein Telegramm aus Rom besagt, hielt man den sehr nobel auftretenden Brasilianer für einen amerikanischen Millionär. Ob der starke Sportsmann beim Baden zuviel gewagt, oder ob plötzlich ein Schlaganfall dem jungen Kraftmenschen ein Ende gemacht, ist nicht festgestellt. In dem großen Bekannten- und Freundeskreise des Verstorbenen hat das Unglück schmerzliche Ueberraschung bereitet.

In der Enteignungswut hat die Munizipalpräfektur an der Rua Florencio de Abreu ein Grundstück enteignet, das der Munizipalität selbst gehört. Die Herren auf der Präfektur müssen demnach über den Grundbesitz der Munizipalität sehr gut informiert sein.

Reis abgeführt wird. Die erste Direktion ist also bestellt: Achilles Isella, Willy Meyer, Armando Reimann und Adolfo Steiner; Mitglieder des Fiskalrats Max Hotz, Roberto Rapp und Armin Wurth; als Ersatzmänner Demetrio Ritter, Rudolf Krauer und Rudolf Streiff. In den Akten figurieren die Beteiligten mit folgender Aktienzahl: Armando Reimann 75, Achilles Isella 125, Jakob Ziegler 5, Wildberger u. Co. 100, Armin Wurth 20, German Fehr 25, Willy Meyer 200, J. Müller 100, A. Walty 25, Adolf Steiner 25, Rudolf Krauer 30, Robert Eppler 25, Max Hotz 25, Fritz Hotz 25, Emilio Wysling 100, Rudolf Streiff 50, F. M. Streiff 25, Rudolf Oskar Kesselring 70, Demetrio Ritter 25, Robert Rapp 50, A. Charles Kiefer 25, Dr. Victor Meyer 100.

In nicht zu ferner Zeit dürfte die Vorstadt Villa Marianna mit einer neuen Industrie ausgestattet sein, die wiederum zur Hebung der Bevölkerung und ihres Wohlstandes dienen wird. Bei den enormen Preisen, welche hier die in das Gebiet des genannten Unternehmens einschlägigen Artikel haben, ist ein rentabler Betrieb kaum zweifelhaft. Mit der Organisation dieses Unternehmens dürfte auch die gegenwärtige Europareise von Herrn Isella in Verbindung stehen.

Sumatra-Kaffee. Ingenieur Adalberto de Queiroz Telles, interimer Chef der Ackerbauverteidigung im Ackerbausekretariat, hat kürzlich der Fazenda Santa Cruz der Fr. Ameria Chaves, bei der Station Elihu Root, einen Besuch abgestattet, wo eine große Pflanzung von „Sumatra"- und von „Bourbon"-Kaffee vorhanden ist. Der Sumatra unterscheidet sich äußerlich in nichts vom gewöhnlichen Kaffee, hat aber den Vorteil, daß er schneller als jede andere Kaffeesorte wächst, auch selbst etwas schneller als der „Bourbon", was dort in einer neuen Pflanzung zu beobachten war. Der Ertrag ist ein regulärer, bei durchschnittlich 200 Alqueiren per 1000 Bäume.

Bauverbot. In unserem Leitartikel „Teuerung in São Paulo" erwähnten wir den Antrag eines Stadtverordneten, das Bauen kleiner Häuser außerhalb des Weichgebildes der Stadt zu verbieten. Die landessprachliche Presse sagte diesem Herrn recht tüchtig die Meinung, sodaß er sich veranlaßt sah, seinen Antrag vor der Oeffentlichkeit zu verteidigen. Dieser Antrag sei absolut nicht gegen die arbeitende Klasse gerichtet gewesen, sondern sei gerade in ihrem Interesse eingebracht worden. Da diese Behauptung wohl niemand ohne weiteres glaubt, so geht der Stadtverordnete daran, sie zu beweisen. Er habe absolut nichts dagegen, daß die Arbeiter sich kleine Häuschen bauen; im Gegenteil, er wünsche jedem Arbeiter eine solche eigene Wohnung, aber er möchte diese nicht abseits, sondern direkt an der Straße gebaut sehen. Dieses klingt ja sehr menschenfreundlich, aber die Worte haben doch den Fehler, daß sie Verlegenheitsphrasen sind. Wer es nicht zulassen will, daß die Arbeiter außerhalb des Stadtweichbildes bauen, der verbietet ihnen das Bauen überhaupt, denn an der Straße können sie nicht bauen, weil die an Straßen gelegene Grundstücke für sie unerschwinglich sind und sie auch die bedeutend größeren Gebäude Steuern, die für die an den Straßen gelegenen Häuser zu zahlen sind, nicht aufbringen können. Der betreffende Herr könnte seine Arbeiterfreundlichkeit sogar soweit treiben, zu bestimmen, daß von jetzt ab die Arbeiter nur noch in Hygienopolis oder an der Avenida bauen sollen, aber er würde dann ebenso wenig abstreiten können wie jetzt, daß die Erlaubnis, ausschließlich in den elegantesten Stadtvierteln zu bauen, eigentlich ein kategorisches Bauverbot in sich schließt.

Straßensprengung. Die Präfektur hat sich an das Ackerbausekretariat mit der Bitte gewendet, für die Sprengung der Straßen das Wasser der Leitung benützen zu dürfen. Der Sekretär hat dieses Gesuch dem Abteilungschef für Wasser und Kanalisation zur Begutachtung übergeben. Da dieser Herr aber schon in seinem Rechenschaftsbericht hervorgehoben hat, daß das Leitungswasser für den Bedarf nicht mehr ausreicht, so kann sein Bescheid nur verneinend ausfallen und mit der Straßensprengung wird nach wie vor Jupiter Pluvius beauftragt bleiben. Hier wäre vielleicht die Frage am Platze, ob es nicht eine dringendere Notwendigkeit wäre, für eine genügende Wassermenge zu sorgen, als für die farbige Pflasterung der Bürgersteige der Avenida Paulista.

Mord. Am Freitag morgen wurde der Gerent der Steppdeckenfabrik der Elias Nicolau & Corain, Cesar Gagliardi, ein Mann von kaum 26 Jahren, von zwei Arbeitern derselben Fabrik, Gaeta u. Franzoi, auf der Praça José Roberto durch Dolchstiche ermordet. Die Vorgeschichte dieses Mordes klingt ziemlich sonderbar, aber man muß sie doch glauben, denn der Stupidität und dem Blutdurst gewisser Leute scheinen keine Grenzen gesetzt zu sein. In der Fabrik „Oriental" der obengenannten Firma erklärten sich am Montag der vorigen Woche die Arbeiter in den Ausstand. Sie verlangten Lohnerhöhung und die Entlassung eines Lehrlings türkischer Nationalität. Dem Verlangen wurde sofort teilweise nachgekommen. Der betreffende Lehrling wurde entlassen und der Arbeitslohn wurde von 800 auf 900 Reis pro Decke erhöht. Der Gerent entließ aber die Anzettler der Bewegung, Santini und Gaeta. Darauf erklärten die Arbeiter sich wieder in den Ausstand und wiederholten die ursprüngliche Forderung, den Arbeitslohn auf 1$000 pro Decke zu erhöhen und außerdem verlangten sie die Wiederaufnahme der zwei entlassenen Streikführer. Wieder wurde dem Verlangen entsprochen. Die Arbeiter bekamen die gewünschte Bezahlung und die Streikführer wurden wieder zur Arbeit zugelassen. Am Freitag morgen gingen nun verschiedene Arbeiter der genannten Fabrik, die an der Rua Itaporanga liegt, durch die Avenida Tiradentes zur Werkstatt .Gaeta und Franzoi gingen den anderen einige Schritte voraus. Auf der Praça José Roberto angekommen, sahen die Arbeiter einen Mann, in dem sie Cesar Gagliardi erkannten, hin und her taumeln und zusammenstürzen, während Gaeta und Franzoi schnell Reißaus nahmen. Bei dem Umgefallenen angekommen, stellten die Arbeiter fest, daß Cesar Gagliardi bereits tot war. Die Polizei wurde sofort avisiert und die Leiche wurde nach der Zentrale geschafft. — Im Laufe des Tages wurde Franzoi verhaftet, Gaeta, der Haupttäter, hält sich aber noch versteckt. — Dieser Mord hängt unbedingt mit dem Streik zusammen und ist gerade deshalb stupid zu nennen, weil die Arbeiter einen vollen Sieg errungen und deshalb keinen Grund mehr hatten, den Gerenten, der schließlich doch auch nur ein Arbeiter war, zu hassen. Dem Morde scheint kein Wortwechsel vorausgegangen sein, denn einen solchen hätten die Arbeiter hören müssen. Die zwei Genannten trafen Cesar Gagliardi, der auch zur Arbeit ging, und einer von ihnen — es dürfte Gaeta gewesen sein — überfiel ihn mit seinem Dolch. Der Mord geschah kurz vor sechs Uhr morgens.

In der Staatsbibliothek haben vom 16. Januar bis 16. Dezember vorigen Jahres sich 8769 Leser eingestellt, 70 mehr als in 1910. Es wurden 1059 wissenschaftliche Bücher, 3846 poetische, 2823 geschichtliche und 1041 Bücher verschiedenen Inhalts verlangt.

Ein „Deutscher Graphischer Verband“ soll in São Paulo gegründet werden. Die Fachgenossen sind zu diesem Zweck auf heute Abend nach dem Restaurant Uhlack, Rua Santa Ephigenia 5, eingeladen.

An Papiergeld waren am 31. Juli 609.345:717$ in Zirkulation, oder 352:674$ weniger als am 30. Juni. Seit dem 31. August 1898 sind 179.018:897$ eingezogen worden.

Einwanderungsherberge. Als Krankenwärterin im Einwanderungshaus ist Frl. Käthe Krichbaum zurückgetreten und an ihre Stelle Elvira Queiroza Cabral ernannt.

Moderne Baustoffe. Unter diesem Titel hat die bekannte Spezialmaschinenfabrik Dr. Gaspary & Co., Markranstädt bei Leipzig neuerdings eine prachtvoll ausgestattete Broschüre herausgegeben, in der die Verwendung scheinbar nutzloser Rohstoffe, wie Sand, Kies, Steine, Steinabfall, Schlacken, Holzmehl usw. zu Baumaterial eingehend und leicht verständlich beschrieben ist. Das Werkchen dürfte das Interesse vieler finden, da die genannten Rohstoffe in allen Ländern der Erde vorkommen und gutes, billiges Baumaterial überall, wo Menschen wohnen, benötigt wird. Mit der Fabrikation der Betonmauersteine anfangend, werden nacheinander die Herstellung der Hohlblöcke, Cementdachziegel, Platten für Haus, Hof, Straße, Röhren für Kanalisation und Drainage und vieler anderer Betonartikel, wie Treppenstufen, Badewannen, Tröge, Grabdekorationen, Cementdielen usw. besprochen. Anschauliche Abbildungen zeigen bereits ausgeführte Bauwerke und die zur Fabrikation der Materialien nötigen Maschinen und Formen. Da die genannte Firma speziell im Bau von maschinellen Einrichtungen zur Verwertung der erwähnten, vielfach nutzlos liegenden Rohstoffe große Erfahrungen besitzt und solche Einrichtungen für solche Verhältnisse, vom einfachen Handbetrieb an bis zum rationell arbeitenden Großbetrieb liefert, so kann man sich an Hand der vielen Bilder und der Beschreibung leicht einen Ueberblick über die ganze Industrie verschaffen. Wir wollen darum nicht unterlassen, auf diese Broschüre Nr. 204 der Firma Dr. Gaspary & Co., Markranstädt bei Leipzig, alle Interessenten empfehlend hinzuweisen, umsomehr, als die Fabrik bereitwilligst auch jede speziellee Auskunft über die Verwertung vorhandener Rohstoffe gibt, die Materialien versuchsweise verarbeitet und die geeignetste Verwendung vorschlägt.

Medizinische Fakultät. Der hiesige Verein für Medizin und Chirurgie hat auf Antrag seines Präsidenten, des Herrn Dr. Nicolau de Moraes Barros, an den Herrn Staatspräsidenten ein Schreiben gerichtet, in dem er den Plan, in unserer Hauptstadt eine medizinische Fakultät zu schaffen, rückhaltlos gutheißt.

Die Kaffee-Uebertaxe ergab in Santos während des Monats Juli 2.509.499 Franken.

Papierfabrikation. Nach einer Pariser Meldung hat Herr Pereira Ignacio, Direktor der Empreza Paulista de Fiação, Tecelagem e Oleos, das Privileg erworben zur Ausbeute der „Textilose“, eines Papierstoffs, der zur Sackfabrikation verwendet wird und der die bisherigen Produkte an Qualität und an Billigkeit übertrifft. Es sollen solche Fabriken in São Paulo und Rio de Janeiro erstellt werden. Herr Pereira kehrt mit dem Dampfer ‚Avon‘ nach hier zurück.

In einem längeren Kabinettsrat, der am Freitag im Palast Campos Eliseos stattfand, wurde eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, welche zur Regulierung der Staatsverwaltung dienen sollen und, wenn sie wirklich durchgeführt werden, nur zum Besten von Beamten und Publikum ausfallen können. — Für das Budget sollen die Sekretäre ausführliche Berechnungen eingeben und soviel als möglich auch schon die besonderen Kredite dabei in Betracht ziehen. Dann soll aber an den Aufstellungen des Budgets festgehalten werden. Wenn es sich dann um außerordentliche oder um Nachtragskredite handelt, so soll der betreffende Sekretär zuerst immer den der Finanzen in Beratung ziehen. Im Justizdepartement soll die von Dr. João Mendes Junior ausgearbeitete Justizreform baldmöglichst Gesetz werden. Bei der Vergebung der öffentlichen Bauten will man an dem Konkurrenzverfahren festhalten und nur in dringenden Fällen Ausnahmen machen. Der im jetzigen Budget vorgesehene Bau einer Feuerwehrkaserne, welche auf 600 Contos veranschlagt ist, soll von den Sekretären der Justiz und des Ackerbaues definitiv vereinbart werden. In der Staatsverwaltung soll man es nach Möglichkeit vermeiden, daß den Beamten Versetzung oder Urlaub bewilligt wird. Solche Personalveränderungen können nur auf Beschluß des Staatspräsidenten erfolgen und kein Beamter darf sich ohne Erlaubnis aus dem Orte, wo er angestellt ist, entfernen.

Aus dem staatlichen Arbeitsamt. Bis zum 1. August suchten 963 Personen 5248 Kolonistenfamilien für den Kaffeebau zu 60 bis 150 Milreis für 100 Kaffeebäume per Jahr, für Hacken 12 bis 40 Milreis und 500 bis 800 Reis für das Pflücken per Alqueire; ferner 379 Arbeiter für den Kaffeebau zu 2 Mil 500 bis 4 Milreis Taglohn; 696 Arbeiter für Eisenbahnbau zu 3 bis 5 Milreis per Tag. Kolonielose sind zu verkaufen in den Kolonien Jorge Tibiriçá, Campos Salles, Sabauna, Pariquera-Assú, Conde do Pinhal, São Bernardo, Gavião Peixoto, Nova Paulicea, Nova Europa, Nova Odessa, Pinheiros, Paraizo, Nova Veneza, Quilombo, Barreiro, S. Bento, Nova Campinas, Conde de Parnahyba, Dr. Martinho Prado Junior und auf den Fazenden Cachoeira und Monjolo. Das Arbeitsamt ist täglich von 8 bis 10 und 12 bis 4 geöffnet.

An Propaganda-Literatur hat die Publikations- u. Bibliothekabteilung des Ackerbausekretariats während des Monats Juli gratis verteilt im Staate São Paulo 16.985 Schriften, in den anderen brasilianischen Staaten 2228 und im Ausland 10.833 Stück, so daß die Gesamtzahl der in einem Monat verteilten Schriften 30.046 betrug. Jedenfalls zeugt diese Statistik von einer außerordentlich eifrigen Tätigkeit. Dabei muß anerkannt werden, daß der Quantität auch die Qualität entspricht. Denn diese Propagandaschriften des Staates São Paulo zeichnen sich durch sorgfältige Bearbeitung des Inhaltes wie durch gute technische Drucklegung aus, welch letztere besonders bei den zahlreichen Illustrationen zur Geltung kommt.

Mord. Der italienische Arbeiter der Steppdeckenfabrik „Oriental“ Luigi Franzoi, der unter dem dringenden Verdacht, an der Ermordung des Gerenten, Cesar Gagliardi, beteiligt gewesen zu sein, verhaftet wurde, hat ein umfassendes Geständnis abgelegt, nach dem der geflohene Francisco Gaeta als eine wahre Bestie in Menschengestalt erscheint. Nach der Aussage dieses Arbeiters hat niemand einen Grund gehabt, mit Gagliardi irgendwie unzufrieden zu sein. Der Gerent, ein äußerst sympathischer junger Mann, ist absolut nicht gegen die Arbeiter aufgetreten, sondern er hat ihre Sache sogar noch befürwortet und gerade ihm hat man zu verdanken, daß die Eigentümer der Fabrik die verlangte Lohnerhöhung bewilligten. Er hat Gaeta entlassen, aber dazu hat er die stichhaltigsten Gründe gehabt. Die

beiden Besitzer sind Syrier und trotzdem hat Gaeta als Streikführer die Forderung gestellt, daß die Fabrik keine syrischen Arbeiter beschäftigen solle. Als verständiger Mann hat Gagliardi sich gesagt, daß ein solcher Türkenfresser nicht in eine Fabrik gehöre, die von zwei Türken gegründet und geleitet wird und deshalb hat er den Störenfried weggeschickt. Nach der Bewilligung der Lohnerhöhung hat Luigi Franzoi sich für Gaeta verwendet und Gagliardi hat ihn merken lassen, daß er gegen die Wiederannahme des Mannes nichts einzuwenden habe. Am nächsten morgen sind Franzoi und Gaeta nach der Fabrik gegangen. Am Tore des Etablissements haben sie Gagliardi getroffen u. Franzoi hat ihn angesprochen: „Hier ist Gaeta, von dem ich gestern zu ihnen sprach." Gagliardi hat darauf erwidert, daß er auf eigene Verantwortung Gaeta nicht wieder anstellen könne, das hänge von den Fabrikherren ab, aber er, Gagliardi, werde der Wiederannahme des Entlassenen nicht widersprechen. Diese doch eigentlich selbstverständliche Aeusserung des Gerenten hat Gaeta genügt. Er hat ein spitzes Eisen aus der Tasche gezogen und dieses Gagliardi, ohne ein Wort zu sagen, in die linke Seite gestoßen. Franzoi hat die Tat nicht hindern können, denn die ist zu schnell geschehen. In seiner sehr begreiflichen Aufregung hat er, Franzoi, die Flucht ergriffen und dadurch ist der Verdacht geweckt worden, er habe Gaeta geholfen. Diese selbstrechtfertigende Erklärung wird durch den Befund der Leichenschau unterstützt, denn Gagliardi hat nur eine Verletzung erhalten und es sind keine Zeichen vorhanden, die darauf hinweisen, daß er gehalten worden ist. Franzoi kann also, falls er überhaupt in den Anklagezustand versetzt wird, auf den Freispruch der Jury zählen. Gaeta hat aber unbedingt das höchste Strafmaß verdient und die Polizei sollte alles daran setzen, um dieses Mörders habhaft zu werden, damit er seiner wohlverdienten Strafe zugeführt werden kann. — Die Verwandten des Ermordeten werden gegen Gaeta einen tüchtigen Privatkläger stellen.

Die alarmierten Kaffeepflanzer. Im neuesten Berichte der Junta de Corretores wurde erwähnt, daß im Staate Paraná, an der Grenze nach São Paulo, die Kaffeeanpflanzungen sich in der letzten Zeit bedeutend ausgedehnt hätten, weil den Fazendeiros durch das Convenio Paulista verboten ist, im paulistaner Staate neue Pflanzungen anzulegen. So würden die Paraná-Pflanzungen zu der Ernte 1914/15 wohl eine Million Sack beisteuern. Diese Meldung hat in den Kreisen der Paulistaner Fazendeiros Aufsehen erregt. Auf eine bezügliche Anfrage äußerte sich der paulistaner Ackerbausekretär, eine Autorität in diesem Fache, dahin, jene Corretores-Information enthalte große Uebertreibung; in jener Grenzzone gäbe es etwa 2 bis 3 Millionen Kaffeebäume, aber nur junge Pflanzen, die erst nach 3 bis 4 Jahren produktionsfähig werden. Uebrigens werde die paulistaner Regierung durch eine geeignete Person den Stand dieser Pflanzungen feststellen lassen. Aber es stehe jetzt schon fest, daß von einer ernsten Gefahr merklicher Vermehrung der Kaffeeproduktion nicht gesprochen werden könne. Es ist aber wahrscheinlich, daß jene Junta-Meldung selber spekulative Motive hatte, andererseits weiß man ja, daß sich die Kaffeepflanzer selber gerne alarmieren, weil ihnen das Pflanzungsverbot lästig ist und sie ja bereits zu dessen Beseitigung eine bezügliche Eingabe an den Kongreß gemacht haben, die aber noch wenig Aussicht auf Erfolg hat.

Neue Schiffahrtsgesellschaft. In unserer Hauptstadt ist eine neue Schiffahrtsgesellschaft in Bildung begriffen, die ihre Dampfer nur zwischen Santos und Rio de Janeiro verkehren lassen wird. Es werden täglich zwei Dampfer zwischen den beiden wichtigsten Häfen Brasiliens verkehren. Die Organisatoren der Gesellschaft haben bereits sechs Dampfer in Auftrag gegeben. Jeder dieser Dampfer wird 1000 Tonnen haben und mit dem besten Komfort ausgestattet sein. Diese Gesellschaft, der bekannte Großkapitalisten aus São Paulo und Santos angehören, kommt einem längst empfundenen Bedürfnis entgegen. Es ist eine große Notwendigkeit, die Verbindung zwischen Santos und Rio so zu gestalten, daß man auf die Zentralbahn nicht mehr zählen braucht und das wird durch die Gründung dieser Gesellschaft geschehen. Man wird von hier des nachmittags abreisen können, um in Santos den Schnelldampfer zu besteigen und am Morgen wird man in Rio sein.

Irrenanstalt. An Stelle des zurückgetretenen sehr tüchtigen Psychiaters Herrn Dr. Antonio Vieira Marcondes wurde Herr Dr. Thomé de Alvarenga zum externen Arzt der Irrenanstalt in Juquery ernannt.

Impfung. Das Instituto Vaccinogenico verteilt täglich 9000 Tuben Lymphe gegen die Pocken; soviel sind zur Impfung von 1800 Personen nötig. Das Institut wäre aber im Falle, das Fünffache zu liefern, ohne sein Personal vermehren zu müssen.

Neue Transportmittel zwischen São Paulo und Rio. In der Kammersitzung von gestern reichten die Herren Estanislau Seabra und Boccacio Badaro ein Gesuch um Zinsgarantie und andere Vergünstigungen ein für eine Dampferlinie von Santos nach Rio, welche den Verkehr zwischen S. Paulo und der Bundeshauptstadt erleichtern soll. Zum Ankauf und zur Pachtung von Dampfern wird ein Kapital von 5000 Contos nötig sein, wofür eine Zinsgarantie von 6 Prozent gewünscht wird nebst Abgabenbefreiung auf 30 Jahre. Von Rio und von Santos soll täglich wenigstens ein Dampfer und zwar nach einem Jahre von der Kontraktausfertigung an. Der Staat hat über den Betrieb die Kontrolle und genießt für seine Ladungen 50 Prozent Tarifermäßigung. Die Zahl der Fahrten wird nach Bedürfnis erweitert und der Verkehr eventuell auch nach anderen brasilianischen Häfen ausgedehnt. Angesichts der schadbaren, lebensgefährlichen Anarchie der Zentralbahn ist dieses Unternehmen gewiß zeitgemäß. Denn viele Leute fahren nur noch per Dampfer nach Rio und senden ihre Waren auch nur per Wasserverkehr dorthin.

Deutscher Graphischer Verband São Paulo. Bereits seit längerer Zeit schon wurde in den hiesigen deutschen Kreisen des graphischen Gewerbes die Frage eines beruflichen Zusammenschlusses erwogen. Greifbare Gestalt nahm sie jedoch erst am letzten Samstag an. Unter recht reger Beteiligung vonseiten der Fachgenossen der graphischen Künste und verwandter Berufe konnte am verflossenen Samstag, den 3. August, ein Deutscher Graphischer Verband gegründet werden. Auf freier gewerkschaftlicher Grundlage beruhend, hat sich dieser erste derartige deutsche Verband in Brasilien die geistige und berufliche Weiterbildung seiner Mitglieder, die Wahrung der Berufsinteressen sowie Unterstützung in Krankheitsfällen und bei Arbeitslosigkeit zum Ziel gesteckt. Der monatliche Beitrag wurde auf 4 Milreis festgesetzt. Anmeldungen nimmt der Vorstand schriftlich und mündlich im vorläufigen Vereinslokal, Rua Santa Ephigenia Nr. 5 (bei Ulack), entgegen. Diejenigen Kollegen, welche noch im Laufe dieses Monats dem Verbande beitreten, sind von der Zahlung des Eintrittsgeldes befreit.

K.

Bundeshauptstadt.

Deutsch-Südamerikanische Bank in 1911. Die Deutsch-Südamerikanische Bank in Berlin hielt diesmal ihre ordentliche Generalversammlung weit später als gewöhnlich ab, erst Ende Juni, sodaß wir erst jetzt in der Lage sind, den Geschäftsbericht der Direktion wiederzugeben. Der Bericht beginnt: „Das Ergebnis des sechsten Geschäftsjahres unserer Bank ist recht befriedigend. Unsere Genugtuung darüber wurde jedoch getrübt durch Ereignisse bei unserer Filiale Valparaiso, indem wir vorausschicken, daß wir trotzdem in der Lage sind, die Ausschüttung einer Dividende von 5 Prozent wie im Vorjahre in Vorschlag zu bringen.“ Dann wird eingehender dargelegt, wie Direktor Endress in Valparaiso sich auf instruktionswidrige Blankoverkäufe einließ und dadurch der Bank bedeutenden Schaden zufügte, der aber aus den Erträgnissen des Berichtsjahres zur Abschreibung gebracht wurde. Ueber das Geschäft in Brasilien führt dann der Bericht aus: „Brasilien darf auch auf das Jahr 1911 als auf ein Jahr weiterer Entwicklung und des Fortschrittes zurückblicken. Folgende Zahlen geben ein Bild von der Entwicklung des Handels und der Finanzen (in Pfund Sterling):

1910	Import	Export
Waren	47.871.974	63.091.547
Gold u. Noten fr. Währung	7.439.851	2.331.938
1911	**Import**	**Export**
Waren	52.798.016	66.838.892
Gold u. Noten fr. Währung	7.779.237	2.406.090

Vor allen Dingen kam der Handelsbilanz die starke Steigerung der Kaffeepreise zu gute, die den Rückgang in den Gummipreisen voll ausgeglichen hat. In den Südstaaten mit ihren Ackerbau treibenden Kolonien und mit ihrer großen Viehzucht zeigt sich ein gesundes Wirtschaftsleben. Für die Entwicklung des Landes sprechen auch die zahlreichen in Angriff genommenen Hafen- u. Bahnbauten, sowie die Sanierungsarbeiten in verschiedenen Städten. Der Pfd. Strl.-Kurs war stetig und notierte zwischen 16 1/8 und 16 17/34 d per Milreis für 90 T/S Papier a/London. Die Konversionskasse wies Anfang 1911 einen Bestand von 18.999.395.— Pfd. Strl. gegen 23.934.066.— am 31. Dezember 1911 auf. Der Zufluß von neuen Kapitalien war auch im Jahre 1911 sehr groß. Unsere Filiale Rio hat ihre Tätigkeit im August des Berichtsjahres aufgenommen, und konnte angesichts dieser kurzen Tätigkeit zum Gewinn noch nicht beitragen.“

Die verhaßten Deutschen. Es ist merkwürdig, wie alle Welt sich an uns Deutschen zu reiben liebt, nicht nur Völker, mit denen wir auf irgendeine Art aneinandergeraten sind, sondern auch solche, denen wir nur Grund zur Freundschaft gegeben haben. Die Lusobrasilianer machen von dieser Regel keine Ausnahme, das kann man alle Augenblicke aus der landessprachlichen Presse erfahren. Und zwar beteiligen sich an der Hetze nicht nur minderwertige Blätter, sondern auch die sogenannte „große Presse“ bis hinauf zum „Jornal do Commercio“. Gestern fanden wir in der Rubrik „Factos e Documentos“ des „Paiz“ unter der Ueberschrift ‚Die Pazifizierung Polens“ folgende Niedlichkeit: „In seinem neuesten Buche „Deutsche und Polen“ schildert Dr. Victor Nicaise die rührende (?) Geschichte der Pazifizierung (?) Polens und Schlesiens. Gleich nach dem Kriege von 1870 führte Bismarck den Unterricht in deutscher Sprache in allen Schulen Preußisch-Polens ein. Dieses Attentat auf die Tradition hatte Widerstand und Erbitterung zur Folge, die von den Behörden streng unterdrückt wurden. In den Schulen erhielten die Lehrer Anweisung, sich des Rohrstocks und des Knüppels zu bedienen und mit der Faust und mit Fußtritten zu züchtigen. Die Eltern, die protestierten, wurden vor das Kriminalgericht geschleppt und zu verschiedenen Strafen verurteilt. Trotz den intoleranten Gesetzen und den Brutalitäten kann man nicht sagen, daß Deutschland die polnische Seele umgewandelt oder ihre Zuversicht und ihren Heroismus erschüttert habe.“ Wir verlangen natürlich nicht, daß die Redaktion des „Paiz“ die Wahrheit über die preußische Ostmarkenpolitik kenne, denn mit demselben Recht könnte das „Paiz“ verlangen, daß reichsdeutsche Blätter etwa mit der Geschichte des Acregebietes vertraut seien. Aber wir müssen fordern, daß die „Paiz“-Redakteure Ueberlegung genug besitzen, um eine französische Tendenzschrift nicht als lautere Quelle anzusehen. Haben sie diese Ueberlegung nicht, dann sind sie entweder ihrer Aufgabe nicht gewachsen, oder aber sie benutzen böswillig wider bessere Einsicht die Gelegenheit, den Deutschen eins am Zeug zu flicken. Weder die eine noch andere Alternative ist ehrenvoll für das „Paiz!“

Für Telephon-Anlagen zwischen Rio, Bello Horizonte, São Paulo und den dazwischen liegenden Orten hat Carlos Fuchs ein Konzessionsgesuch eingereicht. Der Minister antwortet, der Gesuchsteller soll dann seine Eingabe machen, wenn demnächst diese Linien zur Vergebung ausgeschrieben werden.

Ein großes Staubecken will die Inspektion für Maßnahmen in den Dürregebieten in den Munizipien Cairó und Jardim, Staat Rio Grande do Norte, erbauen. Der Stausee wird 1168 Hektar groß werden und 56.400.000 Kubikmeter Wasser fassen. Durch dieses Werk sollen drei Flüsse, der Rio Barra Nova, der Seridó und der Assú nutzbar gemacht werden. Von der in der Regenszeit von dem Stausee bedeckten Bodenfläche werden in der Trockenzeit 225 Hektar anbaufähig, in trockenen Jahren noch mehr, ganz abgesehen natürlich von den Vorteilen, die die Möglichkeit künstlicher Bewässerung weiten Landstrecken beider Munizipien bringt. Billig wird der Bau nicht werden, denn in dem Ausschreiben, das die Inspektion soeben erlassen hat, sind die Baukosten auf 1. 316: 910$358 veranschlagt worden.

Von der Zentralbahn. Die Behauptung, daß verschiedene Leichen von der Unglücksstätte weggeschafft worden seien, wird noch aufrecht erhalten. Eine Person will gesehen haben, daß der Polizeiwagen mehrere Leichen auflud und den Weg nach dem Kirchhof einschlug. So sonderbar dieses Gerücht auch klingen mag, so kann man es doch nicht im vorhinein als unwahr oder unmöglich bezeichnen. In dem verunglückten Zuge befanden sich fast nur Tagelöhner, Leute, die keine Familie und auch keinen festen Wohnsitz haben und die Leichen solcher Männer sind leicht beiseite zu schaffen, weil nach ihnen niemand sucht. — Es verlautet wieder, daß der Bundespräsident sich nach einem Nachfolger Frontins umschaue. Er habe bereits den General Gabriel Botafogo eingeladen, die Stelle des Generaldirektors der Zentralbahn anzunehmen; dieser habe aber geantwortet, daß er den verantwortungsvollen Posten nur unter der Bedingung annehmen könne, wenn man ihm vollständig freie Hand lasse. Das wäre auch das allervernünftigste. Wenn ein energischer Mann die Leitung der Bahn übernimmt, dann soll keiner mehr dazwischen reden, der nur das verdirbt, was er gut macht.

Eine andere Nachricht weiß wieder zu melden, daß Frontin bei dem Kriegsminister gewesen sei und mit ihm eine lange Besprechung gepflogen habe. Darauf sei der Chef des Kriegsdepartements zum

General Vespasiano gerufen worden. Die Konferenz Frontins beim Kriegsminister und die Beordung des Departementschefs zum Vespasiano hänge zusammen. Möglich ist es, aber man frägt doch: was steckt dahinter: was will Frontin vom Kriegsminister und was hat dieser dem Chef des Kriegsdepartements über die Zentralbahn zu sagen? General Vespasiano konnte Frontin gute Ratschläge erteilen. Er selbst hat die Zentralbahn geleitet und gerade zu der Zeit, als es am schwersten war, die Disziplin aufrecht zu erhalten, zur Zeit der letzten großen Revolution, und trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, war seine Verwaltung die beste, die man bisher gehabt hat. Er könnte demnach Frontin wirklich wertvolle Ratschläge erteilen, aber diese würden doch wieder nichts nützen, denn Frontin ist nicht imstande, das zu befolgen, was Vespasiano ihm sagt. Vespasiano verwaltete mit einer solchen brutalen Strenge, daß er nur von einem Seinesgleichen nachgeahmt werden kann. Er ließ bei der Bahn, durch die drakonischen Gesetze des Belagerungszustandes dazu berechtigt, die Knute einführen und diese wirkte Wunderdinge. Die vor Vespasiano verlottert gewesene Disziplin wurde auf einmal mustergiltig, die Verspätungen hörten von selbst auf und die schlafmützigsten Angestellten waren so munter, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Mit einem solchen Regiment wäre die Zentralbahn auch jetzt noch zu kurieren, aber es ist nur unter dem Belagerungszustand und unter Vespasiano de Albuquerque denkbar. Der lange Besuch Frontins bei dem General kann aber auch einen anderen Grund haben. Frontin glaubt, daß die in der letzten Zeit vorgekommenen Unfälle auf einen schändlichen Plan zurückzuführen seien und deshalb kann er den Kriegsminister um besondere Schutzmaßregeln ersucht haben. Die Linien sollen vielleicht bewacht werden, um die Attentäter, an deren Existenz Frontin felsenfest glaubt, abzufassen. Diese Maßnahme wäre nicht zu verwerfen, denn sie würde zu einem Resultat führen — es würde sich vielleicht sehr bald herausstellen, daß die „Attentäter" unter dem Personal selbst zu suchen sind, das um seine Pflichten sich absolut nicht kümmert und das nicht selten auf dem Bureau und sogar auf verantwortungsvolleren Posten seinen Rausch ausschläft.

Die vier Toten, die man nach dem Nekroterium der Polizei geschafft hatte, wurden alle erkannt. Der eine war ein Soldat des 2. Infanteriebataillons namens João Francisco Rego, der zweite war der frühere Militärmusiker José Victoriano de Vasconcellos, der dritte war der Maschinensetzer der „Epoca", José da Silva Braga und der vierte war ein Arbeiter aus Botafogo, Hermogeneo de tal. Die zwei vorletzten waren verheiratet und Väter mehrerer kleiner Kinder. Wie groß die Zahl der Verwundeten ist, weiß man bis heute noch nicht ganz genau; schwerverletzt sind aber über dreißig Personen.

Das angekündigte Meeting hat noch nicht stattgefunden und wird auch nicht mehr stattfinden, denn es existiert sonderbarerweise keine treibende intelligente Kraft, die sich um das Zustandekommen einer solchen Protestversammlung bemüht. Die Leute, die sonst Meetings zu veranstalten pflegen, sind wohl zu der Ueberzeugung gelangt, daß es gar keinen Zweck hat, gegen die Zentralbahn zu protestieren.

Dr. Azevedo Lima. Die Leiche dieses vor kurzem in Berlin verstorbenen Brasilianers wird an Bord des Dampfers „Hohenstaufen" nach Rio gebracht. Dr. Carlos Seidl, Generaldirektor der Saude Publica und Präsident der medizinischen Akademie, hat alle Kollegen zur Trauerkundgebung für den Verstorbenen eingeladen. Die Beerdigung wird morgen nachmittags 4 Uhr im Friedhof S. Francisco Xavier, in S. Christovão, stattfinden, wo sich das Familiengrab befindet. Die brasilianische Anti-Tuberkulose-Liga nimmt an dieser ehrenden Trauerkundgebung besonders zahlreichen Anteil.

Viehzucht. Der Verkehrsminister erhielt von Dr. Carlos Sampaio ein Telegramm, daß die „Comp. Brazil Land and Racing" mit einem Transport von 920 Stück Rindvieh und 20 Pferden gut in Paranaguá eingetroffen sei und diese gleich nach Matto Grosso weiter transportieren werde. Auf diese Weise hoffe man, die großen Reichtümer, welche genannter Staat für die Entwicklung der Viehzucht im großen Maßstabe besitzt, allmälig zur Ausbeute zu bringen. Nur einem zurückgebliebenen Zustande unserer Viehzucht ist es zu verdanken, daß Brasilien noch für enorme Summen Fleisch- und Milchprodukte vom Auslande beziehen muß, während es Länderstrecken in Menge besitzt, die nicht allein den einheimischen Konsum decken, sondern noch für den Export liefern könnten. Daß gerade Matto Grosso diesen Reichtum besitzt, erhellt auch aus der Tatsache, daß immer mehr Viehzüchter und Geschäftsleute aus den La Plata-Ländern sich nach Matto Grosso wenden und dort weite Strecken für Viehzucht erwerben.

Herr Hirn-Gespinst. Natürlich bedeuten die Initialen H. H. G., die unter einer Besprechung von Schülers „Brasilien, ein Land der Zukunft" im „Dresdener Anzeiger" vom 10 Mai stehen, etwas anderes. Aber da wir den Namen des Kritikers nicht kennen, so wollen wir jene Initialen als „Herr Hirn-Gespinst" deuten, denn Hirngespinste eigener Art sind es, die der Herr zum besten gibt. Unsere Meinung über das Schülersche Elaborat haben wir mit wünschenswerter Deutlichkeit gesagt. Aus den Kreisen der Sachverständigen ist ihr durchweg zugestimmt worden, und Herr Schüler hat uns seinen Dank dafür ausgesprochen, indem er dem Landwirtschaftsminister — in der Meinung, uns schaden zu können — einen vor mehr als Jahresfrist in unserem Blatte erschienenen „Protest" der Kolonisten von Bandeirantes übersandte. (Da wir zu dieser Bundesregierung, für deren Zustandekommen wir leider Gottes s. Z. auch eingetreten sind, grundsätzlich keinerlei Beziehungen unterhalten, so war die Denunziation freilich zwecklos — abgesehen davon, daß wir selbst den „Protest" im vorigen Jahre dem Besiedlungsamte zugehen ließen!) Aber der Wert oder der Unwert des Schülerschen Machwerkes gibt dem Herrn Hirngespinst noch kein Recht, sich über Brasilien in der Weise zu äußern, wie er es tut. Er schreibt nämlich:

Jeder Kenner des Landes weiß, daß die Mißstände, die seinerzeit zu den v. d. Heydtschen Erlassen zwangen, auch heute noch in voller Blüte stehen, und deshalb ist bei solchen Publikationen von vornherein Mißtrauen am Platze . . . . . Dabei (bei der Schilderung der Erleichterungen für Einwanderer) wird weislich verschwiegen, daß dem Kolonisten in dem weiten Lande, das fünfzehnmal größer ist als das Deutsche Reich und nur 22 Millionen Einwohner aufweist, noch überall, wenige Küstenstriche und allenfalls die Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Katharina (sic) ausgenommen, aber auch diese nur zum kleinen Teil — alle Möglichkeiten fehlen, seine Produkte zu verwerten. Man bedenke, daß zum Beispiel die Provinz Matto Grosso, etwa so groß wie das Königreich Preußen, auf monatlich höchstens zwei Flußdampfer für den Verkehr mit der Außenwelt angewiesen ist, die 28 Tage brauchen, um von Montevidéo aus die Hauptstadt des Staates, Cuyabá

zu erreichen. Was nutzt es da, daß sich Matto Grosso vortrefflich zum Anbau von Kaffee und Baumwolle, Zuckerrohr usw. eignet. Auch die so sehr wichtige Frage der Arbeitskräfte wird nur sehr obenhin berührt — es gibt nämlich keine, oder nur zu ganz exorbitant hohen Lohnsätzen, weshalb eben die Regierung alles aufbietet, fremde Arbeiter ins Land zu ziehen. Auch die Garantien persönlicher Freiheit und Rechtsschutzes werden in dem Buche immer und immer wieder hervorgehoben. Dabei kann von persönlicher Freiheit nicht die Rede sein, so lange die berüchtigten Parcerieverträge noch zu Recht bestehen, die dem fremden Arbeiter auf Gnade und Ungnade dem Grundbesitzer ausliefern, mit dem sie ihren Arbeitsvertrag geschlossen haben. Noch heute ist der Arbeiter gezwungen, alle seine Bedürfnisse vom Fazendeiro zu kaufen, der ihm natürlich unsinnig hohe Preise anrechnet und im Anfange bereitwilligst Kredit gewährt, bis eine Schuldenlast vorhanden ist, die der Unglückliche nicht tilgen kann; dann ist er aber nach dem Gesetz verpflichtet, als Arbeiter bei seinem Herrn zu bleiben, bis die Summe abgearbeitet ist, das heißt auf Lebenszeit — also eine moderne Sklaverei. An Flucht ist in dem dünn besiedelten Lande bei dem Mangel an Verkehrswegen nicht zu denken und so mag man sich das traurige Los ausmalen, das diesen Einwanderer harrt. Auch das wird nicht erwähnt, daß der Grundbesitzer zugleich die Polizeigewalt hat, und seine Arbeiter ohne richterliches Urteil wochenlang einsperren oder in den Cepo bringen lassen kann. Diese echt brasilianische Einrichtung besteht aus einem eisernen Ringe, in dem die Hände des Opfers eingeschlossen und so hoch an der Wand hinaufgezogen werden, daß der Unglückliche gezwungen ist, stundenlang oder noch länger auf den Fußspitzen zu stehen: die Qual ist derartig, daß oft schon nach einer halben Stunde Ohnmacht eintritt. Dies sind nur einige Hauptpunkte, die uns zwingen, ganz entschieden vor einer Auswanderung nach Brasilien zu warnen, und daran wird alle Schönfärberei und Vertuschungskunst des Herrn Schüler nichts ändern. Auch gegen die statistischen Tabellen, die das Werk enthält, ließe sich manches einwenden, wofür aber der Raum mangelt. Vorläufig und noch auf Jahre hinaus ist Brasilien nicht das Land, das einer deutschen Auswanderung als Ziel dienen darf, um so weniger, als unsere eigenen Kolonien noch Platz genug bieten, um den Ueberschuß unserer Bevölkerung aufzunehmen, ohne daß sie gezwungen wären, sich erst halbzivilisierten Verhältnissen anzupassen."

Für einen so kleinen Raum ist das etwas zu viel Unsinn auf einmal, und nur grenzenlose Dummheit oder grenzenlose Niedertracht können als Erklärung dieser „Kritik" dienen. Der Herr Hirngespinst scheint ein halbes Jahrhundert geschlafen zu haben und aus seinem Dornröschenschlaf aufgewacht zu sein mit einem Antisklaverei-Schmöker der fünfziger Jahre in der Hand. Mit Recht bemerkt unsere Porto Alegrenser Namensschwester dazu: „Der Kritikaster hat keine Ahnung von der offenkundigen Tatsache, daß es wohl kaum ein Land gibt, wo die berühmte persönliche Freiheit üppiger ins Kraut geschossen wäre als gerade Brasilien. Hier, wo jeder Arbeiter aus dem Dienste laufen kann, sobald es ihm paßt, wo man keinem nichtsnutzigen Rangen für noch so groben Unfug eine wohlverdiente Maulschelle applizieren darf, ohne einen Kriminalprozeß zu riskieren — hier soll eine moderne Arbeitssklaverei mit gruseligen Folterungen im Schwange sein! Gegenüber solchem hahnebüchenen Unsinn fallen andere Unrichtigkeiten, die freilich für einen „Barsilienkenner" noch immer blamabel genug sind, weniger ins Gewicht." Dabei sind diese Unrichtigkeiten auch hahnebüchen genug. z. B. daß, „wenige Küstenstriche und allenfalls (!) die Provinzen (!) Rio Grande do Sul und Santa Catharina (!) ausgenommen, aber auch diese nur zum kleinen Teil", alle Möglichkeiten zur Verwertung der Produkte fehlen. Ob Herr Hirngespinst glaubt, daß die riesige Ausfuhr, die unsere Handelsstatistik aufweist, nur in wenigen Küstenstrichen erzeugt wird? Aber wahrscheinlich hat er die brasilische Handelsstatistik nie angesehen. Sehr schön ist auch die Feststellung, daß Matto Grosso etwa so groß ist wie Preußen. Als „gebildeter Mann" hat Herr Hirngespinst sicher ein Konversationslexikon im Hause, um so mehr, als diese nützlichen Werke schon vor 50 Jahren existierten. Da hätte er mit Leichtigkeit lernen können, daß die „Provinz" Matto Grosso ungefähr viermal so groß ist wie Preußen. Von den deutschen Kolonien weiß Herr Hirngespinst genau soviel wie von Brasilien, sonst würde er sie nicht unseren „halbzivilisierten Verhältnissen" gegenüberstellen. Er kann uns wirklich glauben, daß Brasilien vorläufig noch immer ein klein wenig zivilisierter ist, als sämtliche deutsche Kolonien, von Kiatschau abgesehen. Die Auslassungen solcher Kritikaster, wie der unvergleichliche Herr Hirngespinst einer ist, sind es, die nachher als die „wahre Meinung der Deutschen über Brasilien" durch die lusobrasilische Presse die Runde machen und dazu benutzt werden, beide Völker gegeneinander zu verhetzen.

Paränüsse. Die Ausfuhr von Paränüssen Parákastanien) im verflossenen Halbjahr erreichte den Gesamtbetrag von 264.774 Hektoliter. Davon gingen 101.795 Hektoltier nach Europa und 162.979 Hektoliter nach den Vereinigten Staaten. Manaos führte aus 51. 810 Hektoliter nach Europa und 8.7722 nach Nordamerika, Itacoatiara 24.050 bezw. 30.399 und Belén do Pará 25.935 bezw. 53.858 Hektoliter.

Die Chauffeur-Kandidaten beklagen sich über das neue Reglement für künftige Kraftwagenlenker. Nur 10 Minuten Zeit werde ihnen gegeben, um ihre Kunst zu zeigen. Und dann müsse ein Kandidat wieder volle 3 Monate dauern, bis er sich nochmals zu dem 10 minutigen Examen stellen dürfe. Schon in einem Monat könne er sich ja in der Kunst genügend weiterbilden, daß er die Prüfung bestehen könne.

Der rasende Roland. Herr Frontin hat nach dem großen Unglück vom vergangenen Mittwoch den Zugverkehr schnell wieder in Gang gebracht — aber fragt nur nicht, wie! Er wird sogar in Zukunft alle Unfälle verhüten, wenigstens hat kein geringerer als der Verkehrsminister selbst das erklärt. An einem der letzten Vormittage konferierte nämlich Herr Gonçalves Barbosa im Cattetepalast mit dem Bundespräsidenten wieder über die Zentralbahn und die Dickfelligkeit ihres Direktors, der durchaus nicht zur Einreichung eines Entlassungsgesuches zu bewegen ist und den der Marschall wegen seiner vielen „Vierdienste" im Wahlkampf nicht zwangsweise hinausbefördern will. Als Herr Gonçalves Barbosa den Präsidenten verließ, stürzten sich natürlich die Reporter auf ihn, um zu erfahren, welches das Ergebnis der Konferenz sei. Er speiste sie mit der Versicherung ab, daß nun alles in beste Ordnung kommen werde, denn Herr Frontin werde einen neuen Fahrplan ausarbeiten, der Zusammenstöße unmöglich mache. Wie verlautet, werden in Zukunft die Güterzüge von Ochsen gezogen werden, während den Personenzügen stets ein Reiter vorausgesandt wird, der sieht, ob auf der Strecke alles in Ordnung ist. Nachts soll überhaupt nicht mehr gefahren werden. Die Reise nach S. Paulo wird dann zwar vier Tage und die nach Bello Horizonte sogar fünf dauern,

aber wenigstens setzen die Reisenden ihr Leben keiner Gefahr mehr aus, wenn sie die Zentralbahn benutzen. Und Sicherheit ist schließlich mehr wert als Schnelligkeit (die ja ohnehin bei der Zentralbahn nicht übermäßig groß war). Aber Scherz bei Seite: Herr Frontin arbeitet tatsächlich einen Fahrplan aus, durch den er die Sicherheit auf Kosten der Schnelligkeit erreichen will. Mit seinem Material und seiner Sorte von Beamten aber, namentlich mit seinen farbenblinden Lokomotivführern, muß er dann so langsam fahren, daß man sich ebensogut der Beförderungsmittel unserer Urgroßväter bedienen kann.

Bis er diesen Wunderfahrplan fertig hat, veranstaltet er unter dem Personal eine große Metzelei, damit die hohen Vorgesetzten sehen können, wie eifrig er ist. Gestern hat er nicht weniger als drei Beamte entlassen, einen Heizer und zwei Lokomotivführer-Praktikanten. Der Heizer war auf der Maschine des Zuges tätig, dem zwischen Piedade und Dr. Frontin die Puste ausging. Da der Heizer die schlechte Kohle nicht gekauft hat, so erscheint diese Entlassung nicht sonderlich gerecht. Die beiden anderen haben Haltesignale nicht beachtet und dadurch Zusammenstöße verursacht. Daß sie hinausgetan werden, ist also ganz in der Ordnung. Wir hätten nur gewünscht, daß der Zentralbahndirektor schon früher so energisch gewesen wäre. Dann wäre manches Unglück verhütet worden. Ueber den Lokomotivführer und den Heizer des Santa Cruz-Zuges S C 66, dessen Lokomotive in der Nähe der Station S. Christavom plötzlich durchging, die Wagen im Stiche lassend, hat Herr Frontin sein Urteil noch nicht gefällt. Der Fall ist noch nicht genügend aufgeklärt. Die beiden Beamten behaupten, auf der Station Cascadura habe ein Fremder den Tender bestiegen und sei dann wieder verschwunden. Ein Matrose der Kriegsmarine bestätigt die Angabe. Er will gesehen haben, wie vom Gepäckwagen aus ein Individuum auf den Tender kletterte und die Maschine loskoppelte. Sollte sich diese Version aufrechterhalten lassen, so wird Herr Frontin die beiden Beamten nicht nur bestrafen — obwohl man glauben sollte, daß es zum mindesten ihre Pflicht gewesen wäre, den Eindringling vom Tender zu entfernen — sondern sogar belohnen, denn die Geschichte wäre ja Wasser auf seine Mühlen: Es ist doch sonnenklar, daß das famose Komplott gegen ihn bestehen muß, wenn die Verschwörer sogar schon mitten auf der Strecke den Tender erklettern und die Maschine vom Zuge loskoppeln! Besteht das Komplott aber, dann ist er natürlich an allem unschuldig, was sich auf der Zentralbahn ereignet. Denn alles ist das Werk seiner Feinde.

Gerüchte. Die Nachricht von der Unteroffiziersversammlung in einem Hause am Largo do Rocio, die dem „Correio Paulistano“ übermittelt worden war, wird als falsch bezeichnet, wenigstens in der Form, wie sie dem Blatte zuging. Eine Versammlung von Unteroffizieren soll allerdings stattgefunden haben, aber nicht, um von der Regierung Erhöhung des Solds und andere Vergünstigungen zu fordern, sondern um gegen einen Theater-Impresario zu demonstrieren, der den Unteroffizieren den Zutritt zum ersten Platze seines Theaters verwehren wollte. Da der Impresario in einem „Eingesandt“ inzwischen Abbitte geleistet hat, haben die Unteroffiziere von der beabsichtigten Demonstration Abstand genommen. Dies wenigstens ist die Darstellung der Regierung, die ja nicht unbedingt wahr zu sein braucht.

Ein anderes Gerücht setzt die „Noticia“ in Umlauf, nämlich daß die Truppen noch immer in den Kasernen konsigniert seien. Ein Mitarbeiter des Nachmittagsblattes will im Straßenbahnwagen die Unterhaltung zweier Offiziere, eines Kavalleristen und eines Polizeioffiziers, belauscht haben. Der Kavallerist entschuldigte sich, daß er den anderen nicht besucht habe, da sein Regiment noch immer konsigniert sei. Er verstehe das nicht, denn in der Stadt herrsche absolute Ruhe, und der Kriegszustand in der Kaserne stehe dazu in schreiendem Widerspruch. Der Polizeioffizier habe diesen Widerspruch bestätigt und hinzugefügt, auch die Polizeitruppen müßten sich seit Wochen stets marschfertig halten. Sollte das keine Uebertreibung sein? Tatsächlich wurden sämtliche Truppen vor einiger Zeit alarmiert, aber der Kriegsminister hat inzwischen längst angeordnet, daß nur noch eine selbständige Einheit von jedem Truppenteil konsigniert bleiben solle. Es ist nicht bekannt geworden, daß die Maßregel später wieder auf sämtliche Truppen ausgedehnt worden sei. Aber Gerüchte wie diese sind typisch für die Zeit, in der wir leben, und charakteristisch für die Erwartung, daß sich irgend etwas ereignenen wird, weil überall das Gefühl herrscht, daß es so nicht weitergehen kann.

Zum 82. Geburtstag Sr Apostol. Majestät Franz Josef I.

Wie alljährlich, so rüstet sich auch heuer die österr. ungarische Kolonie in São Paulo, um den Geburtstag ihres erlauchten Monarchen besonders festlich zu begehen. Außer der feierlichen Messe, die in Anwesenheit der Vertreter der hiesigen Regierung und der fremden Konsuln am Sonntag den 18. August in der São Bento Kirche celebrirt werden wird, und dem offiziellen Empfang im k. und k. österr. ungar. Konsulat, wird am Vorabend eine gesellige Feier stattfinden, zu deren Veranstaltung sich ein aus den verschiedenen Vereinen gewähltes Komité gebildet hat, dessen Aufgabe es ist, den Anlaß zu einem wirklichen Volksfest zu gestalten. In den Räumen des Vereins „Lyra“ (Largo Paysandú No. 20) werden am Abend des 17. August große Festlichkeiten stattfinden. Gesangsvorträge und musikalische Produktionen, denen sich ein Tanz-Kränzchen anschließt, werden das Programm bilden. Die ganze Veranstaltung ist derart eingerichtet, daß nicht nur alle Kreise der österr. ungar. Kolonie, sondern auch Nichtangehörige der Monarchie ohne Etiquettezwang daran teilnehmen können. Der Eintrittspreis für Herren ist mit 2$000 festgesetzt, während Damen und Kinder freien Eintritt haben. Das Komité ist eifrig bemüht, den Vorabend des allerhöchsten Geburtstages zu einem genußreichen zu machen, um dem ehrwürdigen Herrscher auf Habsburgs Throne eine allgemeine Huldigung darzubringen.

Da keine speziellen Einladungen für den Festabend, der am Sonnabend, den 17. August d. J. um 9 Uhr abends im Saale der „Lyra“ (Largo Paysandú Nr. 20.) stattfindet, ergehen, möge diese Notiz als freundliche Aufforderung zur Teilnahme gelten. Die Eintrittskarten sind an der Abendkasse zu lösen.

Das Festkomité.

Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Auflösung der Rätselhaften Inschrift:
Wenn i wie die Vögel fliegen könnt' braucht i kein Aeroplan.

Auflösung der Ergänzungs-Aufgabe:
Post-Amt, Fries-Land, Ilm-Fluß, Not-Wehr, Gott-Lieb, Stand-Ort, Tod-Feind, Maß-Stab, Ahn-Herr, Irr-Licht, Eis-Bär, Netz-Haut.
Pfingstmaien.

Auflösung des Anagramms:
Palme, Fahne, Insel, Nagel, Gans, Samt, Tisch, Ernte, Nadel. — Pfingsten.

Auflösung der Skat-Aufgabe:
A hatte e 10, e 9, r O, r 9, r 8, s D, s K, s O, s 8, s 7;
C: g W, r W, e 8, g 10, g K, g O, g 9, g 8, g 7, r 10.
Verlauf:
1. s K, s 9, r 10 (— 14). 4. g K, e 10, g D (— 75).
2. s D, s 10, g 10 (— 45). 5. r O, r D, g W (—91).
3. s O, e 7, r W (— 50).

Auflösung des Diamant-Rätsels:

p
u f a
w e i s z
g r a n a d a
p f i n g s t e n
k i r s c h e
a s t e r
s e m
n

Auflösung des Bilder-Rätsels:
Wer dem Glück entsagt,
Hat das Glück erjagt.

Bilder-Rätsel.

Buchstaben-Rätsel.
Er hatte das Wort,
Dem nahm ich dann fort
Einen Laut und setze nun an den Ort
Einen andern; drauf ward er gewählt ins Wort.

Skat-Aufgabe.
A (Vorhand), mit drei Farben, hat Null ouvert, ein unverlierbares Spiel; aber C (Hinterhand) überbietet es durch einen unverlierbaren Grand und gewinnt mit Schwarz. A hat in den Karten 29, B 39, C 49 Augen. B hat folgende Karten:
e 8, g D, g 10, g K, g 9, g 8, g 7, r 10, s K, s 9.
Im Skat liegen g O und r 9.
Wo sitzen die übrigen Karten?

Scherzfragen.
1. Bei welcher Lektüre zeigen die meisten Menschen die tiefsinnigste Miene?
2. Was ist paradox?
3. Welchen Ender hat noch kein Jäger erlegt?

Gleichklang.
Was deinem Kleid zum Schmucke kann gereichen,
Das möge stets von deinem Antlitz weichen.
Hier zeugt's von Alter, Sorg und Not,
Dort von der Mode Machtgebot.

Vexier-Bild.

Wo ist das Modell?

Etwas zum Lachen.

Logik. Professor: „Was ist Dein Vater?" — Schüler: „Mein Vater ist tot." — Professor: „Und Deine Mutter?" — Schüler: „Meine Mutter ist auch tot?" — Professor: „Dann hast Du wohl gar keine Eltern mehr?"

Erste Fahrt. Der Großknecht Jochen und die Köchin Dörten vom Rittergut Bömmelhagen wollen auf ihre alten Tage heiraten und einen Krug in einer entfernten Kleinstadt übernehmen. Zur Reise müssen sie die Eisenbahn benutzen. Dörten, die zum erstenmal in einem Eisenbahnzug fährt, ist über die Schnelligkeit geradezu entsetzt. „Herrjeh! Joehen! Wo snell dat geiht!" „Tja! Un wi sünd man blot in de drüdde Klass'! Nu denk di dat mal in de tweede, oder gor in der ierste!"

Schöne Aussichten. Peperl (der mit einem schlechten Zeugnis nach Hause kommt): „Ach Gott! Und gerade heute hat die Mutter dem Vater Kraftsuppe gekocht!"

Druckfehlerteufel. Er preßte die hold Errötende an sich und flüsterte ihr einige Käsenamen ins Ohr.

Pech. „Der Müller ist doch ein schlechter Kerl; bringt er mir die fünfzehn Mark, die ich ihm geliehen habe, gerade wieder, als mein Schneider mit der Rechnung da war."

Kritiker: „Ich rate dir davon ab, den Helden Gift nehmen zu lassen. Er muß sich erschießen." — Dichter: „Aber warum denn das?" — Kritiker: „Ja, es muß etwas sein, was das Publikum weckt, wenn das Stück zu Ende ist."

Gewagter Schluß. Lehrer: „Welche Tiere führen uns wohl am sichersten zum Nordpol?" — — Fritz: „Die Schweine." — Lehrer: „Die Schweine? Nun Fritz, wieso meinst Du denn das?" — Fritz: „Weil die Eisbeine haben."

Aus aller Welt.

Große Parade des gesamten Gardekorps. Ein militärisches Schauspiel von außergewöhnlicher Bedeutung, wie es in Berlin seit der Regierung Kaiser Wilhelms II. noch nicht gesehen hat, wird sich am 2. September auf dem Tempelhofer Felde entfalten. An diesem Tage wird das gesamte Gardekorps vor dem Kaiser paradieren. Die aus Anlaß der Kaisermanöver sattfindende große Parade des 3. Armeekorps wird zum erstenmal mit der Herbstparade des Gardekorps abgehalten werden.

Einführung des Systems Telefunken in Oesterreich. Die österreichische Regierung hat unter dem Handelsministerium eine eigene Abteilung der Funkentelegraphie eingerichtet und wird den funkentelegraphischen Betrieb an Bord österreichischer Schiffe selbst übernehmen. Die technische Leitung des Betriebes untersteht einem in Triest eingerichteten Inspektorat, und als System ist das deutsche Telefunken-System gewählt worden. Die bereits von der Telefunken-Gesellschaft ausgerüsteten Stationen auf den sechs österreichischen Schiffen „Atlanta", „Columbia", „Francesca", „Sofia Hohenberg" „Wien" und „Heluan" werden von der Regierung käuflich übernommen; außerdem sind Stationen mit großer Reichweite für 26 weitere Schiffe in Bestellung gegeben worden, so daß in kurzer Zeit 32 österreichische Schiffe mit Telefunken-Stationen deutschen Systems ausgerüstet sind. Die Fabrikation der Apparate für diese Stationen geschieht bei der österreichischen Filiale der Telefunkengesellschaft in Wien. Vom Oesterreichischen Lloyd sollen zunächst 17, von der Austro-Americana-Linie 7 Schiffe mit Telefunken ausgerüstet werden. Außer diesen Stationen für große Reichweite sind noch 26 Notsender-Anlagen mit geringer Reichweite bestellt.

Vedrines Inhaber des Großkreuzes der Ehrenlegion. Dem vor einigen Wochen mit seinem Flugapparat abgestürzten Flieger Vedrines, soll jetzt in Anerkennung seiner hervorragenden Flugleistungen die höchste Ordensauszeichnung, die die französische Republik zu vergeben hat, verliehen werden. Wie gemeldet wird, hat der Kriegsminister Millerand verfügt, daß Vedrines sofort das Großkreuz der Ehrenlegion überreicht werden soll. Unter besonderer Berücksichtigung seines gefährdeten Zustandes hat der Kriegsminister Befehl erteilt ,daß die Großkanzlei der Ehrenlegion schleunigst die Uebermittelung des Großkreuzes an den verunglückten Flieger vorbereiten soll.

Die studentische Welt Berlins im Sommer 1912. An der Berliner Universität sind gegenwärtig 8200 Studierende immatrikuliert, 7483 Männer und 717 Frauen. Gegen das Vorjahr ist ein starker Zuwachs, von 602 Studierenden, zu verzeichnen. Die Zahl der Frauen ist gegenüber der des Vorjahres von 648 auf 717 gestiegen. Die theologische Fakultät zählte 383 Männer und 3 Frauen, Die juristische 1826 Männer und 15 Frauen, die medizinische 1610 Männer und 156 Frauen, die philosophische 3664 Männer und 543 Frauen. Bemerkenswert ist, daß unter den 543 immatrikulierten Frauen sich 182 ohne Reifezeugnis befinden; sie gehören sämtlich der philosophischen Fakultät an. Aus Preußen stammen insgesamt 5403 Männer und 519 Frauen. Aus den deutschen Bundesstaaten kamen 872 Männer und 69 Frauen. Das europäische Ausland entsandte 1064 Männer und 106 Frauen; aus Afrika stammen 9 Männer, aus Amerika 80 Männer und 23 Frauen, aus Asien 55 Männer. Außer den Studierenden sind mit Erlaubnis des Rektors 541 Männer und 88 Frauen als Gasthörer zugelassen. Die übrigen Berliner Hochschulen, deren Frequenz wir schon teilweise mitgeteilt haben, weisen folgende Besucherzahlen au: Die Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft für das militärärztliche Bildungswesen zählt 462 Studierende, die Technische Hochschule zu Berlin-Charlottenburg 1962 Männer und 9 Frauen; die Bergakademie 180 männliche und 2 weibliche Studierende, die Landwirtschaftliche Hochschule 417 Studierende, die Tierärztliche Hochschule 371 und die Akademie der Künste 273. Nach alledem umfaßt die Berliner akademische Welt in diesem Sommer eine Gesamtzahl von 12.508 Studierenden.

Auflösung der berühmten Galerie Crespi in Mailand. Eine der bedeutendsten Privatgemäldesammlungen Italiens, die Galerie Crespi in Mailand, soll aufgelöst werden. Die Sammlung, die der römische Kunsthistoriker A. Venturi in einer Monographie behandelt hat, umfaßt etwa 200 Werke alter Meister. Der italienische Staat hat bereits seine Zustimmung zu dem Verkauf der Sammlung erteilt und dafür schenkungsweise das Hauptwerk der Galerie, Corregios „Anbetung des Kindes" erhalten, das in der Brera Aufnahme finden wird. Der Wert dieses Gemäldes allein wird auf mehr als eine Million geschätzt.

Zusammenstoß zweier Aeroplane in den Lüften. Ein Aviatikerdrama, das in der Geschichte der Luftkatastrophen bisher einzig dasteht, hat sich in der Nähe von Douai in den Lüften abgespielt. Der Leutnant Meingan und der Kapitän Dubois vom 41. Infanterieregiment waren am frühen Morgen auf dem Militäraerodrom von La Brayelle in der Nähe von Douai auf Zweideckern zu Flugversuchen aufgestiegen. Ueber dem Flugfelde lag in diesen frühen Morgenstunden noch ein dichter Nebel, so daß die beiden Flieger sich gegenseitig nicht sehen konnten. So war es möglich, daß infolge des Nebels ein furchtbarer Zusammenstoß zwischen den beiden Fliegern in den Lüften stattfinden konnte. Im schnellen Flugtempo stießen die beiden Offiziere in einigen hundert Metern Höhe über dem Flugfelde mit ihren Apparaten zusammen. Die Apparate wurden sofort zertrümmert und stürzten mit den Fliegern in die Tiefe. Der Leutnant Meignan wurde als Leiche unter den Trümmern hervorgezogen. Der Kapitän Dubois gab noch schwache Lebenszeichen, war aber gleichfalls tödlich verwundet. Ein Arzt bemühte sich sofort um den Unglücklichen, aber gegen 9 Uhr erlag auch dieser seinen Verletzungen. Die Aufregung in Douai, wo die beiden Offiziere sehr beliebt waren, ist außerordentlich groß. Kapitän Dubois war verheiratet und Vater eines achtjährigen Kindes.

Das Programm des Kaiserbesuchs in der Schweiz. Das Programm für den Besuch des Deutschen Kaisers, das von Herrn Dinichert, dem Adjunkt des Sekretärs im Departement des Auswärtigen ausgearbeitet worden ist, wird in Kürze vom Bundesrat Kaiser Wilhelm zur Genehmigung unterbreitet werden. Bei seiner Ankunft in Basel am 3. September werden sich ihm die als Adjutanten abkommandierten schweizerischen Offiziere zur Verfügung stellen. Noch am selben Abend trifft der Kaiser in Zürich ein. Die Villa Wesendonk wird zum Empfange des Gastes hergerichtet. Für den Abend des zweiten Manövertages wird zu Ehren des Kaisers ein großes Seenachtfest veranstaltet, dem der Kaiser im Sonderdampfer folgen wird. Im Berner Oberland ist eine Tour über die kleine Scheidegg mit der Wengernalpbahn vorgesehen, woran sich je nach den Witterungsverhältnissen eine Fahrt mit der Jungfraubahn bis zum

Jungfraujoch anschließen wird, wo gegenwärtig fieberhaft gearbeitet wird. Die offizielle Verabschiedung der schweizerischen Regierung erfolgt nach der Fahrt über den Brünigpaß in Luzern. In der Westschweiz bedauert man, daß ein Abstecher nach dem oberen Genfer See nicht ins Programm aufgenommen werden konnte.

Sublimat im Meßkelch. Schon wieder wird aus Süditalien ein schweres Verbrechen gemeldet, dessen Schauplatz eine Kirche und dessen Opfer ein Priester geworden ist. Erst vor wenigen Monaten verurteilte, wie erinnerlich, das Schwurgericht in Reggio einen jungen Kaplan zu lebenslänglichem Kerker, weil er aus Neid seinem Pfarrer Sublimat in den Meßkelch gegossen und dadurch den Pfarrer getötet hatte. Ein ähnlicher Fall spielte sich jetzt in Palermo ab. Kaum hatte der allgemein beliebte Pfarrer Don Cardelli bei der Messe den Kelch an die Lippen gesetzt und getrunken, als er mit einem Aufschrei zu Boden stürzte und von fürchterlichen Krämpfen erfaßt wurde. Er wurde sofort nach dem Spital gebracht, wo die Aerzte feststellten, daß sich in dem Meßkelch Sublimat befand. Der Zustand des Geistlichen ist verzweifelt; der Täter ist noch unbekannt.

Amerikanische Gesetzeskuriosa. Die Gesetzgebungsmanie der Amerikaner macht auch von den wesenlosesten Kleinigkeiten des öffentlichen und privaten Lebens nicht Halt. Dafür bringen die Gesetzentwürfe, die in den Parlamenten der verschiedenen Bundesstaaten der Union zur Debatte stehen, recht anschaulichen Beweis. So wird in Arkansas ein Gesetz vorbereitet, daß das Fußballspiel als unerlaubt und strafbar erklärt, und in Utah ein solches, das jeden, der allwöchentlich nicht mindestens ein Bad nimmt, mit Strafe bedroht. In Texas soll jeder, der flucht oder sich am Telephon ein garstiges Wort entschlüpfen läßt, bestraft und gleichzeitig den Verehrern des Alkohols eine feste Steuer von 20 Mark pro Jahr auferlegt werden. Im Staate New York steht ein Gesetzantrag zur Beratung, der alle Automobilbesitzer und Chauffeure verpflichtet, zugunsten ihrer eventuellen Opfer eine Unfallversicherung von 40.000 Mark abzuschliessen. In Illinois will man Gewohnheitstrinkern die Ehe überhaupt verbieten, während man in Utah den über 45 Jahre alten Hagestolzen eine Steuer von 100 Mark pro Jahr auferlegen will, und in Jowa sollen die Eltern für jedes Kind, das ihnen geboren wird, von Staats wegen eine Prämie von 40 Mark erhalten. In Colorado hat man die Klinke der Gesetzgebung in Bewegung gesetzt, um die Annahme von Trinkgeldern unter Strafe zu stellen und nur eine Ausnahme für in den Schlafwagen der Eisenbahnzüge während der Nacht in Dienst befindliche Kellner zugelassen. Und den Vogel schießen die Gesetzgeber von Colorado ab, die den Gastwirten die Verpflichtung auferlegen, die Gastbetten mit Betttüchern auszurüsten, die mindestens zweidreiviertel Meter in der Länge messen.

Ein Geschenk von Rothschild. Durch eine hochherzige Schenkung ist jetzt eine Kostbarkeit von einzigem Werte, ein meterhoher silberner Prunkschrein aus der unschätzbaren Sammlung des verstorbenen Barons Mayer Carl v. Rothschild am Frankfurter Mainquai in das Eigentum der Stadt Augsburg übergegangen und dem dortigen Maximiliansmuseum einverleibt worden. Der Schrein mit seiner Uhr zeigt in silbergetriebener Arbeit auf Schildplatt die Prachtliebe der Barockzeit aufs pompöseste. Auf einer breit ausladenden Basis erhebt sich, wie der „Zizerone" schreibt, ein entzückender Mittelbau mit gewundenen Säulen; zwei mit silbergetriebenen Figurengruppen geschmückte Türen lassen uns beim Oeffnen acht zierliche Schiebladchen mit zahlreichen Geheimfächern sehen, die gleichfalls reich geschmückt sind. Der Oberbau enthält eine Uhr, die eine Weltkugel trägt. Bei Tag zeigt sie die goldene, bei Nacht die blaue, mit Sternen besetzte Hälfte. Die Bekrönung des in entzükkender Silhouette in die Höhe strebenden Schreins bildet eine silberne ziselierte Urania. Etwa vierzig getriebene, teilweise vergoldete Figuren und Plaketten beleben das kostbare Kunstwerk, für das Rothschild schon vor vierzig Jahren eine hohe Summe bezahlt hat. Obgleich das interessante Stück nicht signiert ist, erkennt man sofort die Arbeit des Augsburger Goldschmiedes Thelott aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

Ein französisches Schwimmdock gesunken. Im Arsenal von Cherbourg ging, wie von dort gemeldet wird, ein Schwimmdock unter. Da es nicht gehoben werden kann, wird es gesprengt werden müssen. Der dadurch verursachte Schaden beträgt etwa 300.000 Franken.

800 Meilen durch das Mittelmeer im Unterseeboot. Der Schiffsleutnant Forget, Kommandant des Unterseebootes „Joule", hat, wie aus Toulon gemeldet wird, den Marineminster Delcassé im Namen der gesamten Besatzung um die Erlaubnis gebeten, in dem Unterseeboot eine Fahrt von 800 Meilen durch das Mittelmeer machen zu dürfen. Delcassé hat seine Genehmigung zu der Fahrt bereits erteilt. Das Unterseeboot wird von einem Torpedojäger begleitet sein.

Zum 25. Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers im nächsten Jahre wird, wie wir hören, von der deutschen Industrie als Jubiläumsgabe vorbereitet, an dem zurzeit mehr als fünfzig Mitarbeiter, darunter erste Autoritäten, bei den Industrieverbänden tätig sind. Das Werk, das ein kulturhistorisch bedeutsames Denkmal des gegenwärtigen Standes der deutschen Volkswirtschaft werden soll, wird zunächst eine Reihe allgemeiner Abhandlungen enthalten und mit einem Artikel über „Die deutsche Industrie unter der Regierung Kaiser Wilhelms II." eingeleitet werden. Unter anderem schreibt ferner der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Julius Wolf-Breslau über „Deutschlands Entwicklung zum Industriestaat". Die „Deutsche Industriepolitik seit Gründung des Reiches" wird von Dr. Stresemann behandelt, die „Entwicklung des deutschen Außenhandels" vom Landtagsabgeordneten Dr. Wendland, „Die soziale Fürsorge der Industrie" von Professor Dr. A. Albrecht, Vorsitzenden der Zentralstelle für Volkswirtschaft, und „Industrielles Organisationswesen" von Dr. H. E. Krüger, dem Syndikus des Volkswirtschaftlichen Verbandes. Die Industrien der einzelnen Ländergebiete Deutschlands werden gleichfalls in dem Werke Platz finden. Die einzelnen Industriezweige werden gleichfalls in größeren Aufsätzen Aufnahme finden. Ferner werden auch Abhandlungen über die Industrie der nationalen Verteidigung über Schiffbau, Maschinenbau sowie Luftschiffahrt in dem Werke erscheinen. Das Kuratorium für die Jubiläumsausgabe setzt sich aus den Vorsitzenden der indsutriellen Landesverbände, Fachverbände, Handelskammern sowie aus namhaften Parlamentariern zusammen.

Das Kleiderbudget der Könige. Kein Herrscher Europas hat ein so großes Kleiderbudget, wie der Zar von Rußland. Allein sein Zivilschneider verdient jährlich 40.000 Mark, und der Militärschneider, der auch die Staatsgewänder herstellt, rund 60.000 Mark. Allerdings trägt der Zar niemals einen Anzug mehr als höchstens dreimal, und für jeden Anzug bezahlt er wenigstens 240 Mark. Ein

Zylinder kostet dem Zaren über 100 Mark, ein Paar Handschuhe rund 40 Mark, und jährlich kauft der Zar einen neuen Zobelpelz, der 9000 bis 10.000 Mark kostet. König Georg V. von England dagegen begnügt sich mit einem Garderobeetat von rund 80.000 Mark, König Alphons von Spanien treibt mit seinen Jagdhemden Aufwand; er bezahlt jedes Hemd mit 150 Franken und ve braucht im Jahre mehrere Dutzende davon. Der deutsche Kaiser soll für seine Uniformgarderobe jährlich rund 80.000 Mark ausgeben, dafür opfert er aber für seine Zivilgarderobe nur ganz bescheidene Summen. Er trägt einen Anzug rund dreißigmal und bezahlt nie mehr als 150 Mark dafür. Sein einziger Kleiderluxus sind höchstens die Krawatten. Das bescheidenste Garderobebudget aber hat König Haakon von Norwegen, der für seine Kleidung nicht mehr ausgibt, als ein wohlhabender Bürger, der sich sorgsam und gewissenhaft anzieht.

Die Bilanz der Dresdener Hygieneausstellung übertrifft die Erwartungen, die man auf das finanzielle Resultat gesetzt hatte. Der Voranschlag sah an Eintrittsgeldern eine Einnahme von 800.000 Mark vor, tatsächlich sind aber 2.365.474 Mk. eingegangen. Aehnlich verhält es sich bei dem Konto Platzmieten der Aussteller. Hier waren im Voranschlag 1.100.000 Mark angesetzt, während in Wirklichkeit 2.300.000 Mark eingegangen sind. Die Abgaben und Lizenzen der verschiedensten Art einschließlich der Kataloge, Führer, usw. haben die Summe von fast einer Million erreicht. Aus dem Ausgabenetat ist zu ersehen, daß an Gehältern und Löhnen zirka 963.000 Mark ausbezahlt wurden. Die Kosten der Bauten und Inneneinrichtungen ergeben 2.351.747 Mark. Für Propaganda, die sich allerdings glänzend bezahlt gemacht hat, wurde weit über eine halbe Million ausgegeben. Die Liquidationsbilanz schließt mit einem Ueberschuß von . . . 1.066.055 Mark. Diese Schlußziffer ist, rein als Ausstellungsgewinn betrachtet, etwas ganz Außergewöhnliches.

Auf der Suche nach der modernen Venus. Einen nicht eben gewöhnlichen Wettbewerb zur Erlangung eines Modells für ein Reklameplakat hat die Stadt San Francisco aus Anlaß der grossen Weltausstellung, mit der sie im Jahre 1915 die Feier ihrer Wiedergeburt zu begehen gedenkt, veranstaltet. Der mit dem Entwurf des Ausstellungsplakats betraute Maler hatte es sich mit heißem Bemühen angelegen sein lassen, eine lebendige Venus von Milo aufzutreiben, die geeignet wäre, ihm als Modell für den „Geist des Westens" verkörperte Idealfigur des Plakats zu dienen. Angesichts der Vergeblichkeit seiner Bemühungen beschloß das Ausstellungskomitee, dem Künstler durch die Ausschreibung einer Schönheitskonkurrenz und die Aussetzung eines ansehnlichen Preises für eine die untadeligsten Körperformen aufweisende Bewerberin zu Hilfe zu kommen. Der Preis verpflichtet die Siegerin gleichzeitig, dem Maler als Modell zu dienen. Unter den zahlreichen Bewerberinnen der Konkurrenz befand sich auch Miß Annette Kellermann, die bekannte Schwimmeisterin, die sich durch ihre glänzenden Leistungen bei den Schwimmkonkurrenzen in London und Paris sowie durch den zweimaligen Versuch, den Kanal zu durchschwimmen, in den Sportkreisen Europas und Amerikas einen Namen gemacht hat. Nach sorgsamer Prüfung der Kandidatinnen haben sich die Preisrichter von San Francisco dahin geeinigt, daß Miß Kellermann einen schlechterdings vollkommenen Körper besitzt, der sie wert und würdig macht, als Sinnbild des „Geistes des Westens" auf dem Ausstellungsplakat zu figurieren. Die Entscheidung des Preisgerichts hat, wie nicht anders zu erwarten war, die amerikanischen Damen veranlaßt, sich an Fräulein Kellermann mit der Bitte zu wenden, ihnen das Geheimnis zur Erlangung der Körperschönheit und des untadeligen Ebenmaßes der Formen zu verraten. Um diesem Verlangen der weiblichen Wißbegier zu entsprechen, hat die Venus als proklamierte Schwimmmeisterin einen Vortragskursus eröffnet, in dem sie eine mit Maß ausgeübte sportliche Betätigung, wie Lawn-Tennis und Schwimmen als das zuverlässigste Mittel empfiehlt, dem weiblichen Körper Kraft und mit ihr gleichzeitig Grazie und Proportion der Formen zu verleihen. Mit diesen Leibesübungen in frischer Luft verbindet sie die schwedische Heilgymnastik im Zimmer, die indessen nicht mehr als fünf Minuten am Morgen und fünf Minuten am Abend in Anspruch nehmen darf und unmittelbar nach dem Aufstehen oder auch vor dem Zubettgehen vorgenommen werden soll. Mit dieser schwedischen Heilgymnastik kann auch eine andere Uebung wechseln, die darin besteht, daß der nackte Körper in ein Laken gehüllt, auf dem Teppich eines geräumigen Zimmers herumgerollt wird.

Der Hund als Detektiv. Vor einigen Wochen fand man auf einer Landstraße in der Bretagne den Leichnam des aus Plumeliau stammenden Taglöhners Jules Jacob. Die Leiche trug die Spuren mehrerer Messerstiche, und der Hals war durch einen furchtbaren Schnitt fast völlig vom Rumpfe getrennt. Mehrere Tage lang suchte man vergebens nach dem Mörder, bis den Polizeibeamten der Hund des Verstorbenen freiwillig zu Hilfe kam. Zufällig kam das treue und kluge Tier mit mehreren Personen in Berührung, die im Verdachte standen, den Mord verübt zu haben, doch zeigte der Hund nicht die geringste Unruhe, bis man ihm dann eine Hose hinhielt, die einem 19jährigen Maurer namens Lecorre gehörte. Sofort geriet der Hund in die lebhafteste Wut und schnappte nach dem Kleidungsstück. Die Beamten gingen nun mit dem Tiere nach der Wohnung Lecorres. Dort erreichte die Wut des Hundes ihren Höhepunkt, und nur mit Mühe konnte man Lecorre vor den Angriffen des Hundes schützen. Man fand nun eine von Zähnen zerfetzte und Blutspuren aufweisende Hose bei Lecorre, und dieser legte denn auch ein vollständiges Geständnis ab. In Frankreich gibt es zwar Polizeihunde, aber bei Verbrechen erfährt man nur höchst selten, daß sie benutzt werden. Diesmal verdankt man nun die Auffindung eines Verbrechers der freiwilligen Polizeitätigkeit eines Hundes.

Eine märkische Walhalla im Grunewald. Einen eigenartigen Plan hat der Architekt Hermann in Westend (Berlin) mit der Errichtung einer Burganlage im Grunewald in der Nähe von Pichelswerder. Aus Anlaß des 25jährigen Regierungsjubiläum des Deutschen Kaisers im nächsten Jahre und des 500jährigen Hohenzollernjubiläums 1915 soll unweit der Döberitzer Heerstraße an der Südspitze der Halbinsel Pichelswerder eine weite Burganlage in märkischem Stile, die zu einer Ruhmeshalle und Walhalla märkischer Geschichte ausgestaltet werden soll, erbaut werden. In der Mitte der Anlage soll ein großer, für die Hohenzollern bestimmter Hallenbau aufgeführt werden. Es wird weiter beabsichtigt, das Freilichttheater der Anlage als ein vaterländisches Freilichttheater anzugliedern. Das Theater soll dann so erweitert werden, daß es auch bei ungünstigem Wetter 5000 Personen faßt. Der Architekt Hermann hat seinen Plan bereits dem Chef des Zivilkabinetts vorgetragen, um die Genehmigung des Kaisers zu erlangen. Wie weit der Plan Aussicht auf Verwirklichung hat, bleibt allerdings abzuwarten.

25 Peitschenhiebe für den Verkauf unsittlicher Bilder. In London gehen die Behörden mit aller Strenge gegen die Verbreiter pornographischer Schriften und Bilder vor. Wie man meldet, wurden vor dem Londoner Gerichtshof zwei Personen abgeurteilt, die angeklagt waren, auf der Straße unsittliche Ansichtskarten verkauft zu haben. Beide wurden zu der ungewöhnlichen Strafe von 25 Peitschenhieben und neun Monaten Zwangsarbeit verurteilt. Der Richter Lawrie bedauerte bei der Verkündigung des Urteils, daß er die Angeklagten nicht noch härter bestrafen könnte.

Tragische Folgen eines Raubes. In der Nähe der Ferdinandbrücke in Wien spielte sich eine tragische Szene ab. Ein kleines, etwa zehnjähriges Mädchen, dessen Name nicht festgestellt wurde, befand sich auf dem Heimwege zu den Eltern. In der Hand trug es sechzehn Kronen. Die zehnjährige Olga, die Tochter eines Agenten, schlug ihr das Geld aus der Hand und raubte ihr eine Krone. Das beraubte Kind lief weinend der jungen Räuberin nach, wurde aber von deren Angehörigen mit barschen Worten abgewiesen. Die Kleine nahm sich den Verlust der Krone und die Beschimpfung so zu Herzen, daß sie mit den Worten: „Ich springe ins Wasser!“ zum Donaukanal eilte und in die Fluten sprang, in denen sie spurlos verschwand.

Kampf mit Wilderern. Im Walde bei Fischenich kam es, wie aus Köln gemeldet wird, zu einem Kampf zwischen dem Jagdaufseher, dem Sohn des Jagdbesitzers v. Kempig und Wilddieben. Die Wilderer schlugen v. Kempig mit einem Gewehr nieder und legten auf den Aufseher an. Dieser aber schoß zuerst und tötete den 30jährigen verheirateten Summer durch einen Schuß ins Herz. Die anderen Wilderer sind entkommen.

Endlich ein 1000 Fuss langer Ozeandampfer

Die Mitteilung, daß die White Star Linie im Begriff stehe, einen Ozeandampfer von 1000 Fuß Länge erbauen zu lassen, illustriert am deutlichsten die ungeheuren Fortschritte der Schiffsbau-Technik.

Robert Fulton's erstes Dampfschiff „Clermont“ war 130 Fuß lang. Dasselbe wurde 1808 vom Stapel gelassen. Hundert Jahre später, 1908, hatte die „Mauretania“, die bis dahin größte Länge von 790 Fuß erreicht; sie war also sechsmal so lang, als Fulton's erstes Dampfboot.

Schon in dem kurzen seither verflossenen Zeitraum hat die „Olympic“ diese Länge bis auf 882 Fuß ausgedehnt und nun kommt das neueste Schiffsprojekt mit 1000 Fuß Länge.

Dieser neueste Ozeanriese, der unter dem bezeichnenden Namen „Gigantic“ den Atlantischen Ozean befahren soll, gibt gleichzeitig eine Idee, was noch alles für Wunder der Schiffsbau-Technik zu erwarten sein werden. Das Schiff wird nicht weniger als 14 Stockwerke mit einer Gesamthöhe von 144 Fuß haben.

Die Länge der „Gigantic“ wird mit ihren 1000 Fuß also noch weit das 700 Fuß hohe New Yorker Metropolitan-Gebäude überragen, das größte Gebäude der Erde.

Die „Olympic“ der White Star Linie ist mit ihren 882 Fuß bis jetzt das größte Schiff; die Cunard Linie erbaut aber jetzt ein neues Schiff, die „Aquitania“, von 900 Fuß, und der neue Dampfer der Hamburg Amerika-Linie, der „Imperator“, wird 910 Fuß lang. Die „Gigantic“ wird ihn sehr bald weit übertreffen. Ein Wettbewerb kulturgeschichtlicher Bedeutung.

Die „Gigantic“ wird eine Schiffswelle von 114 Fuß Länge erhalten und wird für 4000 Passagiere und eine Bemannung von 1000 eingerichtet. In der ersten Kajüte können 1500 Passagiere Platz finden.

Mit dieser Menschenzahl und der Masse von Räumen wird das Schiff einer kleinen Stadt entsprechen; es wird Gärten, Turnplätze, Promenadenwege, Theater, Konzertsäle, Verkaufslokale, Restaurants, ein Opernhaus, Telegraphen-Bureaux, ein Hospital, Vergnügungsplätze usw. haben.

Einer der hervorragendsten Schiffsbau-Techniker der Gegenwart, Lord Pirrie, vertritt die Ansicht, daß mit der Länge der „Gigantic“ noch lange nicht die Maximalleistung erreicht worden ist. Dieselbe kann noch ganz bedeutend vergrößert werden, vorausgesetzt, daß die Dimensionen der Hafenplätze, für welche diese Schiffe bestimmt sind, das ermöglichen.

So kann beispielsweise den New Yorker Hafen kein Schiff mit einem größeren Tiefgang als 40 Fuß befahren. Der Tiefgang der „Olympic“ ist 38½ Fuß. Aber noch ehe die „Gigantic“ vom Stapel läuft, wird wahrscheinlich die Fahrstraße für die großen Ozeandampfer des New Yorker Hafens ganz bedeutend vertieft worden sein.

Auf den neuesten Riesendampfern wird ganz besonders auf die sportlichen Neigungen der Passagiere Rücksicht genommen werden. Die deutschen Dampferlinien machten damit den Anfang, indem sie auf ihren Dampfern Turnsäle errichteten.

Seitdem haben sich die neu erbauten Schiffe darin überboten. Die „Olympic“ hat einen Platz für Golfspiel eingerichtet. Die „Gigantic“ fügt neue Plätze für Baseball, Fußball, und Tennis hinzu. Das Schwimmbassin des Dampfers wird größer sein, als irgend ein in New York befindliches.

Ungeheuerlich wie die Dimensionen sind auch die Kosten: Die „Olympic“ hat 10.000.000 Dollars gekostet; die Kosten für die „Gigantic“ werden auf 12.000.000 Dollars berechnet.

Unter den Vergnügungslokalen der neuen Dampfer erfreuen sich die Konzerthallen, sowie die Wandelbilder- und Vaudeville-Theater des größten Zuspruches.

Eine Telephon-Zentralstelle wird den Verkehr der Passagiere auf dem Schiff und eine Station für drahtlose Telegraphie nach dem Festland und nach anderen Schiffen vermitteln.

Ein Dunkelzimmer, das unentgeltlich benützt werden kann, ermöglicht es, die auf dem Schiff gemachten photographischen Aufnahmen zu entwickeln.

Eine tägliche Zeitung wird an Bord herausgegeben, welche die drahtlos eingelaufenen Neuigkeiten und die Kurse der amerikanischen und europäischen Börsen veröffentlicht. Finanzleute an Bord des Schiffes können sich dadurch über den Stand der Kurse informieren und, je nachdem Aktien kaufen oder verkaufen. So kann Einer an Bord dieser Dampfer ein Vermögen erwerben, oder — verlieren.

Für schwächliche Passagiere, die sich in der frischen Luft aufhalten möchten, aber zum Gehen zu schwach sind, befindet sich auf dem Schiff eine Bahnlinie, die rings am äußersten Rand des Verdecks läuft.

In den drei Hospitälern, die sich auf dem Schiff befinden, können nicht nur alle Krankheiten behandelt, sondern auch chirurgische Operationen vorgenommen werden.

Für Aeroplane wird ein Landungsplatz auf dem obern Deck vorgesehen sein; von dort können dieselben auch emporsteigen. Der ganze Luftschiff-Verkehr ist noch in der Kindheit. Aber wahrscheinlich in einer nahen Zukunft wird es sich häufig ereignen, daß Aeroplane die raschere Verbindung zwischen den Schiffen und dem Festland herstellen.

Eine weitere Neuerung sind seetüchtige Motorboote an Stelle der Rettungboote. Durch sie und die drahtlose Telegraphie werden die Gefahren der Schiffbrüche und Schiffuntergänge der Hauptsache nach beseitigt.

Schon jetzt bietet ein großer, moderner Ozeandampfer die sicherste Reisegelegenheit, die es gibt.

Die „Gigantic" wird in 40 von einander getrennten Abteilungen geteilt sein, deren Stahlwände jede dieser Abteilungen abschließen. Im Augenblick der Gefahr genügt der bloße Druck auf den Knopf, um diese Stahltüren zu schließen. Ein Register von elektrischen Lichtern, die, je nachdem, hell oder dunkel leuchten, wird erkennen lassen, welche Türen dieser Abteilungen geöffnet sind, und welche geschlossen. Auf dem oberen Deck wird ein Café eingerichtet werden, dessen Tische zwischen lebenden Gewächsen stehen, so daß man nur noch durch das Schwanken des Schiffes daran erinnert wird, daß man auf See ist. Die Motoren des Schiffes werden voraussichtlich Turbinen sein, die nicht durch Kohlen, sondern durch Kohlenöl in Betrieb gesetzt werden. Dadurch wird eine bedeutende Raumersparnis erzielt werden.

Zur Zeit sind zwölf Dampfer von diesem Motor-Typ im Bau begriffen. Zwei von je 6000 Tonnen Gehalt fahren im Dienst der Hamburg Amerika-Linie. Die Maschinen füllen nur ungefähr ein Drittel des bisherigen Raumes. Die Motoren können in Zeit von 5 Minuten in Betrieb gesetzt werden, während bei der Maschinerie der bisherigen Betriebe 15 Stunden vorher die Kessel geheizt werden mußten.

Schon beschäftigt sich die spekulative Technik mit der Möglichkeit, die Schiffe durch Elektrizität zu treiben, die ihnen drahtlos von den Kraftstationen des Landes zugeführt werden soll.

Die „Deutsche Schiffahrtsgesellschaft" stellt zur Zeit interessante Experimente an mit dem Schiff eines Nürnberger Erfinders, das tatsächlich ohne Maschinen und ohne Bemannung fährt. Die elektrische Kraft von einem Turm auf dem Schiff, ähnlich den Türmen auf den Stationen für drahtlose Telegraphie, leitet die Bewegungen desselben. Das Schiff bewegt sich, als würde es von einem Steuermann gelenkt. Verschiedene farbige Lichter lassen erkennen, ob das Schiff genau seiner Leitung vom Ufer aus gehorcht.

Die deutsche Marine-Verwaltung beabsichtigt, dieses System bei ihren Torpedo- und Unterseebooten einzuführen. Allem Anschein nach wird es auch bei den Lenkballons Verwendung finden.

Wenn es gelingen sollte, dieses System auch auf Ozeandampfer zu übertragen, so würde das eine völlige Umwälzung im Schiffsbau bedeuten. Dreiviertel des Raumes, der jetzt noch für Maschinen-, Kessel- und Kohlenräume verwendet wird, könnte dann erspart werden.

Nach diesem System könnte die „Gigantic" statt der beabsichtigten 5000 Personen deren 1000 mehr tragen.

Seekrankheit wird es auf diesen Schiffen nicht mehr geben. Da ihre Länge über mehrere Wellenberge hinweg reicht, wird dadurch alles Schwanken vermieden.

Die Kämme der großen Wogen des Atlantischen Ozeans sind durchschnittlich 330 Fuß von einander entfernt.

Die „Majestic" mit ihrer Länge von 565 Fuß kann nur über zwei Wellenberge hinweg reichen. Wenn sie von einer Woge in der Mitte gehoben wird, sind ihre beiden Endteile nur verhältnismäßig wenig im Wasser, so daß die ganze Struktur des Schiffes einer geradezu gefährlichen Spannung unterworfen ist.

Bei dem 1000 Fuß langen Schiff aber, das drei Wellenberge bedeckt, kommt diese Gefahr in Wegfall.

Am unteren Teil der Seitenwände des Schiffes befindet sich ein System für submarine Signale, die durch Glocken gegeben werden, so daß selbst im dichtesten Nebel die Schiffe sich deutlich vernehmbare Warnungssignale schicken können.

So wird die „Gigantic", das „Schiff der Zukunft", bald schon das Schiff der neuesten Gegenwart sein. die Technik wird sich alsdann mit einem anderen und noch vollkommeneren „Schiff der Zukunft" beschäftigen.

Eine derartige schwimmende Stadt wird Möglichkeiten mit sich bringen, an die zur Zeit noch niemand denkt.

Die verschwundene Münze.

Ein Erlebnis aus der St. Petersburger Gesellschaft.
Von Dr. R. Polly.

Ein auserlesenes Herrensouper vereinigte in dem prunkvollen Junggesellenheim des Bankvorstehers Leon Leontjewitsch einen kleinen Kreis von näheren Bekannten um den Hausherrn: Hofwürdenträger, Diplomaten, Parlamentarier, einen kaiserlichen Generaladjutanten.

Die üppigen Tafelfreuden näherten sich bereits ihrem Abschluß, als der Hausherr eine etwa thalergroße, papierumwickelte Goldmünze aus der Westentasche hervorholte, um sie seinen Gästen zu zeigen. Nicht allein als Seltenheit, sondern als Unikum!

Das kostbare Stück, in der Runde umhergereicht, fand gebührende Bewunderung — kam jedoch nicht mehr zu seinem Besitzer zurück. Die Münze war plötzlich, Niemand vermochte sich darüber Rechenschaft zu geben, in welchem Augenblick, noch weniger an welcher Stelle im Kreise der Gäste, spurlos verschwunden. Radikal, gleich einem Stecknadelkopf.

Mit Aufbietung der gesamten Dienerschaft wurden die ganze Tafel, Geschirre, Speisenreste, Tafel- und Mundtücher in allen Fältchen, schließlich auch die Fußböden und Teppiche abgeleuchtet, durchsucht und umgewendet: — alle Mühe erwies sich als vergeblich. Das Unikum kam nicht wieder zum Vorschein.

Peinvolles, fast unheimliches Schweigen hatte die bis nun so lebhafte Tafelunterhaltung abgelöst. Man vermeinte fast jeden Atemzug zu hören; die nur mit stärkster Willendisziplin niedergehaltene tiefe Erregung der Gäste an ihren verstörten Gesichtern abzulesen. Niemand wagte seinen Nachbar mit vollem Blicke anzusehen. Die kaum ausdenkbare Gemütsspannung aller Anwesenden verschärfte sich von Sekunde zu Sekunde.

Leichenblaß und mit unsicherer Stimme erhob sich endlich der Gastgeber:

„Meine Herren! Die Situation ist für uns ausnahmslos gleich furchtbar. Ich bin überzeugt, daß nur ein widriger Zufall sie geschaffen und im näch-

sten Augenblick einer befriedigenden Lösung zuführen wird. Ich bitte Sie als Ehrenmänner damit einverstanden zu sein, daß jeder sich einer Leibesuntersuchung unterwerfe."

Gleichsam als hätten diese Worte den Bann der herrschenden Totenstille gebrochen, riefen alle Anwesenden dem Redner wie aus einem Munde ein kräftiges Bravo zu. Jeder schnellte mit einem Ruck in die Höhe, um tunlichst als erster sich für Vornahme der Durchsuchung zur Verfügung zu stellen.

Bis auf einen! Der wirkliche Staatsrat und Kammerherr, Exzellenz Sergei Anatoljewitsch, durchbrach das Stimmengewirr mit einem Aufschrei, in dem sich Todesangst und höchste Empörung durchdrangen: „Ich protestiere!"

Mit nervösem Zucken in den verzerrten Zügen und flackerndem Blick, den linken Arm an die Stuhllehne gestützt, schrie er mit fast heiserer Stimme: „Ich protestiere gegen die uns zugemutete schwere Beleidigung. Ich dulde unter keinen Umständen, solch schmachvolle Prozedur an mir vorzunehmen."

Wiederum war lautlose Stille in dem großen Raum eingetreten. Aller Augen waren zornig, fast drohend, auf den Sprecher gerichtet, der ersichtliche Mühe hatte, seine Haltung zu bewahren.

Der Hausherr erklärte in erzwungener eisiger Ruhe: „Sergei Anatoljewitsch! Sie haben sich durch Ihren Protest selbst ausreichend gekennzeichnet. Ich nehme von meinem Vorschlag Abstand und verzichte auf die Wiedererlangung meines Eigentums!"

Die Tafel wurde unmittelbar nach diesen Worten aufgehoben. Man ging mit den widersprechendsten Empfindungen auseinander. Niemand tauschte den Abschiedsgruß mit dem Stigmatisierten.

* * *

Am folgenden Morgen brachte ein Diener des Bankvorstehers seinem Herrn die verloren geglaubte Goldmünze. Sie hatte sich auf der Rückseite eines Tellerrandes in einer übergelaufenen Geleemasse festgekapselt und hatte sich erst beim Abwaschen des Geschirrs losgelöst.

Der erfreute, zugleich aber auch wegen seiner gestrigen Rücksichtslosigkeit dem Kammerherrn gegenüber tief beschämte Leon Leontjewitsch beeilte sich, auf schnellmöglichstem Wege seine gestrigen Gäste in Kenntnis zu setzen. In erster Reihe den falsch Verdächtigten unter gegebenen Entschuldigungen.

Eine Stunde später erhielten sämtliche Tafelteilnehmer des Vorabends eine Soupereinladung auf den folgenden Tag von Seiner Exzellenz. Der Bankvorstand unter Hinzufügung der besonderen Bitte, die verschwunden gewesene und wieder zu Stande gebrachte Goldmünze mitzubringen.

Die Abendtafel bei Sergei Anatoljewitsch verlief unter begreiflicher Befangenheit und in gespanntester Erwartung der kommenden Dinge. Erst beim Dessert nahm der heutige Gastgeber das Wort. Zunächst bat er Leon Leontjewitsch, seine mitgebrachte Münze vor allen Augen auf eine ihm vom Diener bereit gehaltene Silberplatte zu legen. Dann entnahm der Hausherr seiner Geldtasche eine Münze und legte diese neben die andere. Um darauf fortzufahren:

„Meine Herren! Leon Leontjewitsch hat uns am vorgestrigen Abend seine hier vor Ihnen liegende Goldmünze mit dem Bemerken gezeigt, daß es sich um ein unersetzliches, weil nicht wieder existierendes Unikum handelt. Diese Behauptung ist unwahr! Sie wissen, daß auch ich Münzen sammle. Vor wenigen Tagen habe ich die gleiche, allerdings seltene Münze erstanden. Durch ein verhängnisvoll gewordenes Zufallspiel hatte ich am Gastabend unseres Freundes die Münze in der Absicht zu mir gesteckt, sie Ihnen zu zeigen; da kam die andere Münze abhanden. Bitte vergleichen Sie, um sich von der Uebereinstimmung beider Münzen zu überzeugen. Jetzt wissen Sie, weshalb ich gegen eine körperliche Durchsuchung Einspruch erheben mußte!"

Allerlei Interssantes.

Eine englische Verbrecherkolonie in der östlichen Sahara. Eigenartige, kulturhistorisch interessante Ergebnisse hat das Vordringen der Engländer in Aegypten gezeitigt. Sie glaubten, als zivilisiertes Volk zuerst einmal Einrichtungen von vieltausendjährigem Alter wie Frondienst und dem Kurbasch entgegentreten zu müssen. Kurbasch ist die Nilpferdpeitsche, die besonders bei Erpressung von Geständnissen vor Gericht, bei widerwilligen Steuerzahlern und bei faulen Arbeitern angewendet wurde. Für die allmähliche Abschaffung des Frondienstes haben die Engländer wenig Dank geerntet. Nur mit Mühe konnten sie die mohammedanischen Eingeborenen zu bezahlter Arbeit zwingen, da Geld für den Moslim wenig wert hat. Seine Religion verbietet ihm das Zinsennehmen, und da er den geringen Bedarf für seinen Lebensunterhalt leicht verdient, so verschleudert er etwa gespartes Geld leichtsinnig. Die Abschaffung der Nilpferdpeitsche hat die englische Regierung sogar in die peinlichste Verlegenheit gebracht. Dem Aegypter galt es früher als höchstes Heldentum, sich vor Gericht halbtot peitschen zu lassen, wenn es ihm durch Verweigerung der Zeugenaussage gelang, irgend einen Verbrecher zu entlasten, der ihm persönlich noch dazu ganz gleichgültig war. Freudig trug er die grausamste Züchtigung, wenn er die Obrigkeit um ein paar Piaster Steuer betrügen konnte. Die englische Regierung stieß nun besonders in der Justizverwaltung auf große Schwierigkeiten. War da zum Beispiel ein Gutsbesitzer aus dem Nildelta, der zahlreiche Morde und Brandstiftungen mit unerhörter Brutalität ausgeführt hatte. Es gelang den Gerichten jedoch nicht, den Mann positiv zu überführen, da die Zeugen, Leute, die selbst unter dem verbrecherischen Treiben des Beklagten gelitten hatten, jede Aussage verweigerten. Derartige Fälle häuften sich in den letzten Jahren. Um nun das Land vor solchen gemeingefährlichen Individuen zu schützen, hat die Regierung, wie O. A. H. Schmitz in seinem demnächst bei Georg Müller in München erscheinenden Buche „Fahrten in's Blaue" erzählt, in der lybischen Wüste die Oase Khargeh zu einer Verbrecherkolonie umgewandelt. Sie hat eine Art von Bagno errichtet, in das sie Leute deportiert, die unzweifelhafte Verbrecher sind, die aber durch die alteingewurzelte Starrköpfigkeit der Eingeborenen nicht überführt werden können. Ob diese uns Abendländer eigenartig anmutende Einrichtung eine allmähliche Besserung der Verhältnisse mit sich bringt, muß die Zukunft wohl erst lehren.

Der enttäuschte Globetrotter. Man sollte kaum glauben, daß es immer noch „Weltenbummler" gibt, die da meinen, in deutschen Kolonien herrsche unbeschränkte Freiheit in allem Tun und Handeln. Und doch ist, wie die Zeitschrift „Kolonie und Heimat" erzählt, erst kürzlich ein origineller Fall dieser Art passiert. Kommt da ein Salonafrikaner auf der „Rund um Afrika"-Tour in Lüderitzbucht an und beabsichtigt vier Wochen im Diamantenlande umherzuschwirren. Sein Erstes ist, mit der Flinte auf der Schulter, dem Revolver im Gürtel, auf den am Zollschuppen patrouillierenden Soldaten loszu-

springen: „Ach Pardon! Kann man hier wohl jagen gehen? Gibts hier noch Leoparden?“ Der Polizist und Steuerbeamte lächelt und versetzt: „Wenn Sie 10 Mark blechen wollen, schießen Sie. Sonst ists innerhalb bewohnter Ortschaften verboten — — Haben Sie übrigens Ihre Waffen schon verzollt?“ — „Verzollt? In einem Lande der Gefahren?“ „Da, bitte! Gewehr und Revolver 26 Mark. Und Ihre Patronen?“ „O, da hab' ich nur 500 zum Revolver und 1000 zum Drilling.“ „Na, da gehen Sie nur zum Bezirksamt,“ sagt der Mann des Gesetzes, „lassen Sie Ihr Gewehr und den Revolver stempeln und geben Sie Ihre Patronen bis auf je fünfzig Stück ab.“ „Das ist ja undenkbar!“ „Haben Sie Spirituosen, Wein, Rum?“ „Gewiß, aber — — —?“ „Verzollen,“ sagt lakonisch der Aufseher. „Aber es ist doch mein Bedarf, mein Herr. Und ich bin doch in Deutschland sozusagen!“ „Uebrigens vergessen Sie nicht, sich anzumelden,“ sagt unvermittelt der Beamte. „Ich will ja nur vier bis sechs Wochen hier herumballern,“ widerspricht der Reisende. „So? — Dann lösen Sie bitte einen Jagdschein, sonst ist der Scherz sehr teuer.“ „Allmächtiger — — —,“ schreit der Geplagte und trottet ab, sein Programm bei Zoll und Polizei abzuwickeln. Als er das Büro verlassen will, sagt der Sekretär: „Vergessen Sie die diversen Schonzeiten des Wildes nicht!“ „Hier im Lande der Freiheit, dem Dorado der Jäger, Schonzeit? Oho!“ Echauffiert eilt er zum Store, sich zu stärken, trifft dort einen Damara, der ihm seine Effekten tragen soll, kauft ihm aber erst eine Flasche Gin. Gerade kommt ein Polizist herein, sieht dies, der Trotter muß 20 Mark blechen, da er keinen Erlaubnisschein hatte, und — — — verläßt, da der Reichspostdampfer „General“ noch in der Bucht, fluchtartig das „Land der Freiheit!“

Die krankhafte Eifersucht. Daß die übermäßig ausgeprägte Eifersucht wirklich ein Gebilde krankhafter Natur ist, nicht etwa bloß eine Erscheinung des Feuilletons und das Dramas, wird von Dr. Birnbaum in einer fesselnden Studie der Zeitschrift „Sexualprobleme“ nachgewiesen. Die Eifersüchtigen verraten nämlich ihre krankhafte Artung noch durch weitere krankhafte Charakterzüge auf seelischem Gebiete. Sodann weist speziell die Eifersucht gewisse Besonderheiten auf, wie sie beim normal veranlagten Eifersüchtigen zu fehlen scheinen. So in der Art des Auftretens. Die Eifersucht stellt sich ganz plötzlich und unvermutet ein und trägt den Charakter eines krankhaften Zwangsvorganges, so daß die Person selbst sich der Krankhaftigkeit der sie überfallenden Eifersuchtsfälle nicht bewußt wird. Sodann hält sich die Eifersucht nicht immer auf gleicher Höhe, es kommt vielmehr ohne äußeren Anlaß zu eigentümlichen Schwankungen. Die Steigerungen können manchmal so hochgradig sein, daß sie durchaus den Eindruck einer schweren Geistesstörung hervorrufen. Sie machen aber gewöhnlich bald wieder dem seelischen Grundzustand Platz und kennzeichnen sich so als bloße vorübergehende Verstärkungen der physischen Durchschnittseigenart eines krankhaft eifersüchtigen Entarteten. Schließlich findet man in solchen Fällen auch die ungewöhnliche Erscheinung, daß die krankhafte Eifersucht für Einflüsse zugänglich wird, wie sie beim Normalen nicht wirksam sind. Während z. B. bei diesem die Entfernung aus dem Gesichtskreis der verdächtigen Person eher zur Steigerung der Eifersucht führen würde, wirkt sie bei jenem oft gerade im umgekehrten Sinn, läßt Eifersuchtsempfindungen und Gedanken zurücktreten. Mit Eifersuchtserscheinungen gehen einher die Geisteskrankheiten des chronischen Alkoholismus, des Rückbildungs- und Greisenalters.

Guiseppe Verdi und Hans v. Bülow. Als Verdi's „Aida“ in Deutschland zum ersten Male aufgeführt wurde, schrieb Hans v. Bülow eine scharfe oder wie ein italienisches Blatt sich ausdrückt — unehrerbietige Kritik über die Oper; später aber revidierte er sein Urteil und richtete im Jahre 1892 an Guiseppe Verdi einen italienisch geschriebenen Brief, der mit den Worten: „Evviva Verdi, il Wagner dei nostri cari alleati!“ (Es lebe Verdi, der Wagner unserer lieben Verbündeten!) schloß. Auf dieses reumütige Einverständnis eines begangenen Fehlers antwortete Verdi mit einem Brief, den die italienische Kunst- und Theaterzeitschrift „Il Mondo Artistico“ den jüngst veröffentlichten gesammelten Briefen Hans v. Bülows entnimmt und der in der Uebersetzung also lautet: „Ich kann an Ihnen auch nicht den Schatten eines begangenen Fehlers entdecken, und Sie haben nicht die geringste Veranlassung von Reue und von Absolution zu sprechen. Wenn Sie früher andere Ansichten hatten als heute, so taten Sie recht daran, sie kundzutun, und ich hätte nie gewagt, mich darüber zu beklagen. Im Uebrigen, wer weiß . . . vielleicht hatten Sie damals recht! Wie es aber auch sein mag, dieser unerwartete, von einem Musiker von Ihrem Wert und von Ihrer Bedeutung in der Kunstwelt geschriebene Brief hat mir große Freude bereitet! Und das nicht etwa aus persönlicher Eitelkeit, sondern weil ich sehe, daß die wahrhaft großen Künstler ohne Vorurteile, die mit Schulen, Nationalität und Zeit zusammenhängen, zu urteilen pflegen. Wenn die Künstler des Nordens und des Südens verschiedene Tendenzen haben, so sollen sie eben verschiedene Tendenzen haben. Alle sollten einzig und allein den ihrer Nation eigentümlichen Charakter behaupten, wie Wagner so richtig sagt: „Ihr Glücklichen, die Ihr auch heute noch die Söhne Bachs seid! Und wir? Auch wir, die Söhne Palestrinas, hatten einst eine große und eigene Schule! Jetzt ist sie zu einer Bastardschule geworden, und sie ist dem Untergange geweiht! Wenn wir doch von vorn anfangen könnten . . .!“

Schweres Ballonunglück in Danzig. In Danzig hat sich am Nachmittag des 23. Juni ein schweres Ballonunglück ereignet. Der Ballon stieg um ½9 Uhr vom Hof der Danziger Gasanstalt auf. Die Führung hatte Dr. Schucht. Als Mitfahrer befanden sich in der Gondel Professor Dr. Foettinger, der Student Haselbach und Frl. Heinzelmann. Der Aufstieg gestaltete sich anfangs glatt. In 80 Meter Höhe wurde der Ballon plötzlich von einem starken Nordwestwind ergriffen. Eine heftige Böe drückte den Ballon wieder nieder und schleuderte ihn mit großer Gewalt an den Giebel eines Hauses in der Wallgasse. Durch den Anprall das Ballons wurde Dr. Schucht aus der Gondel geschleudert. Er stürzte zunächst in die Aeste eines großen Kastanienbaumes und von diesem dann auf das Straßenpflaster. Schließlich fiel er mit dem Kopf auf die Schienen der elektrischen Straßenbahn. Nach dem Befund der Leiche wird angenommen, daß er sofort tot war. Durch den Sturz Dr. Schuchts erleichtert, schnellte der Ballon wieder in die Höhe und flog in westlicher Richtung über die Häuser davon. Er passierte auf seinem Flug die Motlau und diesen günstigen Augenblick paßte Dr. Froettinger ab und zog die Reißleine. Der Ballon senkte sich schnell und tauchte mit der Gondel in die Fluten der Mottlau. Foettinger sprang ins Wasser und wurde von Fischern gerettet. Der Ballon stieg wieder in die Höhe und setzte die Fahrt noch etwa 20 Meter weit fort. Dann prallte er gegen eine hohe Bretterbude und kam so zum Stillstand. Einige Straßenpassanten eilten hinzu, hielten den Korb fest und zerschnit-

ten die Taue, die die Gondel mit dem Ballonkörper verbanden. Die Hülle flog weiter, blieb aber schließlich an den Aesten eines Baumes hängen. Die beiden noch in der Gondel befindlichen Personen waren leicht verletzt. Der Student Hasselbach hatte leichte Verletzungen am Kopfe erlitten, während Fräulein Heinzelmann besinnungslos im Korbe lag. Die Feuerwehr und Mannschaften des Feldartillerieregiments Nr. 36 wurden zur Hilfeleistung alarmiert. Die Soldaten entfernten die vollständig zerfetzte Ballonhülle aus den Aesten des Baumes. Inzwischen wurden der Student und Fräulein Heinzelmann ins Krankenhaus gebracht. Hasselbach konnte sofort wieder entlassen werden und sich nach Hause begeben. Die Verletzungen der Dame jedoch sind etwas ernsterer Natur, sodaß sie vorläufig im Krankenhause bleiben mußte. Der verunglückte Dr. Schucht war etwa 35 Jahre alt und verheiratet. Er hatte eine ausgedehnte ärztliche Praxis und bekleidete im Westpreußischen Verein für Luftschifffahrt das Schriftführeramt. Er hatte schon 40 Ballonfahrten als Führer mitgemacht, ohne jemals einen Unfall erlitten zu haben. Auch der Ballon Danzig, der erst vor drei Jahren vom Westpreußischen Verein für Luftschiffahrt angeschafft worden war, hatte noch nie eine Havarie erlitten. Die Leiche des Arztes war sehr entstellt. Sie wurde in der Leichenhalle des Krankenhauses aufgebahrt. Frau Dr. Schucht war bei dem Aufstieg des Ballons zugegen und mußte den Todessturz ihres Mannes mit ansehen.

Eigenartige Schulen. Die russische Polizei unterhält in Petersburg eine Verbrecher-Schule, in der junge Leute ausgebildet werden, die in ihren Dienst treten wollen. Damit die künftigen Schutzleute den Uebertretern des Gesetzes auf allen ihren Schlichen nachkommen können, werden sie in den sämtlichen Tricks der verschiedenen Verbrecherklassen unterwiesen. Besonderes Gewicht legt man auf die Abteilung, in der die Zöglinge in die Geheimnisse des Urkundenfälschens eingeweiht werden. Der Unterricht beschäftigt sich vor allem mit der Fälschung von Pässen, eine Handfertigkeit, die für den russischen Polizisten natürlich von ganz speziellem Interesse ist. — In Monte Carlo besteht eine Schule für Croupiers, die während der Sommermonate im Kasino abgehalten wird. Sie ist für die Aspiranten bestimmt, die sich um Croupierstellen beworben haben. Jeder Schüler muß abwechselnd den Bankhalter vorstellen, während die übrigen bei ihm spielen. Auf diese Weise lernt er es, das Spiel zu leiten, die Gewinne zu berechnen und auszuzahlen. Die Schule wird durchschnittlich von 60 bis 70 Hörern besucht, die im Laufe von 6 Monaten zu vollständigen Croupiers ausgebildet werden. — Die merkwürdigste dieser „Sonderschulen" für „hervorragende" Befähigte besteht jedoch in Brüssel. Es ist dies die Schule der Totengräber! Dieses erbauliche Institut hat die Direktion des Friedhofes Evère eingerichtet. Jedermann, der in ganz Belgien irgendwo auf eine Stellung als Totengräber reflektiert, muß erst einen Kursus an der Brüsseler Schule durchmachen und das an ihr vorgeschriebene Examen. Dann besitzt er, nach Ansicht der belgischen Behörden, die nötigen Fähigkeiten, um seinen Beruf in der Praxis zu allgemeiner Zufriedenheit auszuüben.

Einen interessanten Tagesbefehl Blüchers aus dem Jahre 1813 enthält ein im Besitz der Stadt Brieg befindliches Parolebuch des ehemaligen Jägerdetachements des schlesischen Grenadierbataillons. Das Schriftstück hat folgenden Wortlaut: „Häufig lehrt die Kriegsgeschichte, daß geübte Truppen unter guten Anführern überfallen werden. Es könnte sich dieses nicht zutragen, wenn nicht die gewöhnlichsten Kriegsregeln nur zu oft vernachlässigt würden. Noch neulich sind unsere Truppen bei Tilsit und Neuenberg überfallen worden, obgleich sie unter Anführern standen, die den Ruf guter Offiziere hatten. Um zu verhindern, daß Offizieren meiner Armee ein gleiches Unglück widerfahre, gebe ich anliegende Vorschrift über die Wachsamkeit in den Quartieren. Wird solche beobachtet, so kann unseren Truppen ein solcher Schimpf nicht begegnen; man kann geschlagen, aber man darf nie überfallen werden. Ein Ueberfall setzt immer Nachlässigkeit voraus, und der Offizier, der überfallen wird, legt einen Beweis ab, daß die Ehre des Dienstes und seine eigene keinen Wert für ihn habe und daß er das Leben und die Freiheit seiner Untergebenen seiner Bequemlichkeit nachsetze. Innig durchdrungen von der Wahrheit dieses Satzes erkläre ich hiermit, daß sofern sich ein Offizier überfallen läßt, ich nicht allein ihn, sondern auch dessen Bataillons- oder Regimentskommandeur sofort von der Armee entfernen und sie nach Breslau senden werde, um sie daselbst vor ein Kriegsgericht zu stellen."

Bluttaten eines enteigneten Landwirts. Eine schwere Bluttat wurde in dem Dorfe Hausen bei Leonberg (Württemberg) verübt. Der frühere Schäfer und Wirt Kurz war in letzter Zeit in seinen Vermögensverhältnissen heruntergekommen und mußte vielfach Darlehen aufnehmen. Eine solche Schuld hatte zur Folge, daß die Erträgnisse seiner Futterwiese im öffentlichen Ausschreiben versteigert wurde. Den Zuschlag erhielt der Meistbietende Traubenwirt Kleinfelder aus Merklingen. Der schätzungsweise Wert betrug 700 Mark, während die Versteigerung nur 280 Mark erbrachte. In Grimm über diesen Vermögenverlust drohte Kurz jeden, der sich auf seiner Wiese zeigte, zu erschießen. Als der Traubenwirt Kleinfelder nun das Heu abholen wollte und zu diesem Zweck mit seinen Söhnen und einem Knecht auf der Wiese erschien, krachten plötzlich mehrere Schüsse. Der Traubenwirt sowie sein Sohn stürzten zu Boden. Kurz hatte sich hinter einem Heuschober versteckt und von dort aus die Schüße abgegeben. Der Vater, der den ersten Schuß bekam, schritt noch auf seinen Sohn zu, um sich an ihm zu halten. Da krachte noch ein Schuß und Vater und Sohn stürzten, von einer Kugel in den Kopf getroffen, zu Boden und waren beide sogleich tot. Den anderen Sohn Kleinfelders traf Kurz in die Stirn. Der junge Mann wurde schwer, aber nicht lebensgefährlich verletzt. Darauf tötete Kurz noch den Hund Kleinfelders und dessen Pferd. Zwei Töchter des getöteten Wirts entflohen. Der Täter ging darauf nach Hause, legte sich ins Bett und verübte Selbstmord durch Erschießen. Die blutige Affäre hat in der ganzen Gegend die größte Erregung hervorgerufen.

Die Schließung der Spielbank in Karlsbad. Die Aufhebung der dem Internationalen Sportklub associierten Spielbank in Karlsbad ist auch ein Verdienst des Fürsten Max Egon von Fürstenberg. Der Fürst ist Ehrenpräsident des Sportklubs und gab die energische Erklärung ab, daß er, falls der Sportklub seine Verbindung mit der Spielbank aufrecht erhalte, das Präsidium niederlegen werde. Diese chevalereske Haltung des Fürsten Fürstenberg hat ebenso wie das diskrete taktvolle Verhalten der Behörden allgemeine Sympathien erregt, denn hierdurch ist die weitere Existenz und Tendenz des Internationalen Sportklubs, der sich um die Hebung des Sports im internationalen Heilbad manches Verdienst erworben hat, gesichert.

Feuilleton

Die Streiche der schlimmen Paulette.

Roman von Karl Hans Strobl.

(Fortsetzung.)

Und dann, als ob sie gewußt hätte, daß Thomas selbst der leiseste Hauch von Spott gegen die Mutter des Kaisers schmerzvoll war, fuhr sie mit ganz innigem Ton fort: „Ich liebe sie sehr, sie ist die beste Frau der Welt. Und es macht ihre Größe aus, daß sie sich in den Tagen des Niederganges und des Unglücks besser auf ihrem Platz fühlt, als in den Tagen des Glanzes."

Da lag Thomas wieder seiner Gebieterin ganz zu Füßen.

„Aber sehen Sie nur die anderen. Diese braven Bäckers -und Schneiderfrauen . . . diese Frau Tortini mit der Gestalt eines Flügelmannes der Garde und dem Stecknadelköpfchen oben darauf. Wenn die Schultern so weiterwachsen, so ist der ganze Kopf in einem Jahr verschwunden. Aber es macht nichts ,sie braucht ihn ja nicht. Und die gute Frau Capi. Haben Sie schon solche Hüften gesehen? Der Kaiser bewunderte sie. Sie hat dreizehn Kinder ebensoviel wie Madame Mère. Das gefällt dem Kaiser. Aber das ist der Geschmack eines Generals, der sehr viele Soldaten braucht. Und was sagen Sie zu diesem Kleid mit den gestickten goldenen Bienen? Es ist sehr patriotisch, aber es hängt an ihr, wie die Schabracke an einem Elefanten."

„Ich sehe dort Ihren Mann," sagte Madame Mère, nachdem sie den Kammerherrn Vantini sehr freundlich begrüßt hatte, zu Madame Bertrand, „sagen Sie ihm, er möchte zu mir kommen. Ich muß ihn ein wenig an den Ohren ziehen."

Und als sie den erblassenden Großmarschall des Palastes ganz nahe hatte, winkte sie ihm, sich zu ihr herab zu beugen und packte ihn wirklich scherzend am Ohrläppchen. „Hören Sie, Bertrand," sagte sie, „mein Sohn ist mit dem Zustand seiner Wäsche unzufrieden. Was soll denn das heißen? Trachten Sie, daß die Geschichte in Ordnung kommt."

Das sah für alle Umstehenden, denen die geflüsterten Worte unverständlich blieben, wie eine hübsche, ehrenvolle Vertraulichkeit aus, fuhr aber dem armen Bertrand als glühender Stahl durch das Herz.

Die Musik im großen Saal schlug die Polonaise an. Es waren die drei Baßgeigen, die zwei Violinen und die eine Trompete, von denen die Prinzessin bei ihrer Ankunft in Porto Ferrajo begrüßt worden war. Eine recht gute Musik, wenn sie einmal in Takt und Melodie übereinstimmte. Aber zumeist liefen die beiden Violinen hintereinander her, wie junge Hunde, die Bässe grunzten als angstvolle Väter, die den tollen Streichen ihrer Kinder nicht recht folgen können und die Trompete stieß die Luft vor sich her wie ein Walfisch den Wasserstrahl aus den Nasenlöchern bläst. Immerhin war es doch eine Art von Musik und sie leistete, was man von ihr verlangte, führte Männlein und Weiblein zu Paaren, hob die Füße, pulste durch das Blut von hundert jungen Menschen, und regte die Aelteren zu zärtlichen Gefühlen an. Es ist keine Musik so schlecht, daß sich nicht doch noch Leute fänden, die nach ihr zu tanzen vermögen.

Die Prinzessin Pauline pflegte nicht zu tanzen. Sie fand kein Vergnügen daran, in einem Schwarm unterzutauchen, der sich den Gesetzen des Rythmus und des Taktes unterwarf. Ihre unbändige Selbstherrlichkeit zog es vor, den Eingebungen des Augenblicks zu folgen. Das wußte natürlich jeder der Offiziere des Kaisers. Nur Thomas wußte es nicht. Und nachdem er eine Weile, mit Nadeln im Blut, vergebens gewartet hatte, bis er vor einem Würdigeren, der die Prinzessin zum Tanze holte, zurücktreten konnte, dämmerte es ihm, daß es vielleicht seine Pflicht wäre, sich ihr zur Verfügung zu stellen. Aber Paulette lachte nur: „Lassen Sie, mein Herr, ... nein, wir wollen spazierengehen und plaudern. Sie dürfen mir glauben, daß ich das dem Tanzen vorziehe."

Als sie aus dem Tanzsaal in das anstoßende gelbe Zimmer eintraten, standen sie plötzlich Hureau gegenüber. Der hatte mit Balinski verabredet, irgendwo hinter einem Vorhang oder einer Nische eine Flasche Wein zu trinken, die ihnen der Sergeant Marmotte holen würde. Balinski war nämlich verwunderlicherweise nüchtern, und da besaßen alle Gegenstände und Menschen ein so fremdartiges Ansehen, daß sich der brave Kapitän in eine andere Welt versetzt glaubte. Er hatte eine schreckliche Angst, den Weg in seine eigene und wohlvertraute Welt zu verlieren, wenn er ihn nicht möglichst rasch wieder anträte. Und mit Mallet war heute nichts anzufangen. Der klebte mit Bertrand, Drouot und Cambronne unter den Glasprismen des großen Lusters im gelben Zimmer und stand Löcher in das Parkett. Aber Hureau hatte sich bereit gefunden, eine Flasche leeren zu helfen, und sie waren eben im Begriff, den Kriegspfad zu betreten, als ihnen die Prinzessin beggenete.

Ein kalter Strahl bohrte sich vom Hinterkopf Hureaus durch das Rückenmark bis in den äußersten Fortsatz der Wirbelsäule, der sich im Weichen verliert. Er hatte gehofft, einem Zusammentreffen mit Pauline zu entgehen, weil er sich mit Balinski hinter einen Vorhang oder in eine Nische setzte.

Und nun stand ihm Paulette gegenüber.

„Und sie sagte: „Ich höre, lieber Hureau, daß Sie sehr schlecht von mir gesprochen haben. Ah! mein Herr, wodurch habe ich es verdient, daß Sie mich verleumden? Aber ich verstehe, Sie sind schlechter Laune, weil wir hier auf dieser Insel festsitzen. Dafür kann ich aber doch nichts. Sie verwechseln mich mit dem Wiener Kongreß, mein Herr . . . Nun, Sie sollen mein gutes Herz kennen lernen; ich verzeihe Ihnen . . ."

Und sie nickte ihm mit ihrem edelsten Kameenlächeln zu und wandte sich von ihm ab und dem Pfarrer zu, der schwarz und mit dem Heldenmut des Märtyrers an ihrem Wege stand. Denn er hatte sich vorgenommen, seinen eifervollen Glauben durch eine Tat zu bekräftigen.

Aber die Prinzessin sagte: „Mein lieber Vater, Sie sehen mich so strenge an. Was haben Sie gegen mich? Ach, ich weiß, es ist wegen der Kirche des Carlo Borromaeo. Sie sind böse, weil mein Bruder sie zu einem Theater umbauen läßt. Aber, was wollen Sie? im vorigen Jahre hat eine ganze Diebesbande darin gewohnt. Glauben Sie, daß so etwas Ihren Heiligen lieber ist? Carolus Borromaeus war ein weltkluger Mann und wird die Kunst der Hehlerei verzeihen. Und dann . . . er ist ein reicher

Pianos Blüthner
das beste deutsche Fabrikat
Alleinirtertge Veer für den Staat São Paulo:
Barbosa & Lucchesi
Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

Mann. Er hat viele Kirchen in ganz Italien, es wird ihm auf so ein verfallenes Gerümpel nicht ankommen. Endlich: ich langweile mich hier. Sie werden das verstehen . . . ich möchte eine Beschäftigung haben. Wissen Sie, daß ich ein sehr großes Talent für Soubrettenrollen habe? Ich habe auf Liebhaberbühnen schon die schönsten Erfolge gehabt. Nun, werden Sie sehr böse sein, wenn Sie mich auf der Bühne des heiligen Carlo in einer solchen Rolle sehen?"

Da schmolz ein schwerwiegender Entschluß im Busen des Pfarrers dahin, wie Blei im Feuer, und der Himmel öffnete sich ihm, und er sah den heiligen Carlo Borromaeo auf Rosenwolken sitzen und gnädigst Gewährung zuwinken.

Die Prinzessin aber fuhr fort: „Ich denke, es kommt nicht auf Mauerwerk und Bildsäulen an, man muß seine Kirchen und Heiligen im Herzen haben. Ich vermisse sehr einen geistlichen Berater, und wenn ich es wagte, würde ich Sie, mein lieber Vater, bitten, zu mir zu kommen und mir die Stärkungen des Glaubens zu spenden."

Ah, das war die lieblichste aller Sünderinnen, die einem geistlichen Berater hätte unterkommen können, und der brave Pfarrer zögerte keinen Augenblick, die Berufung anzunehmen. „Gott wird mir die Kraft geben, Eurer kaiserlichen Hoheit ein wahrhafter Tröster und Vater zu sein," sagte er.

Aber unter dem himmlischen Opfer auch dieser Worte rieselte ein Bächlein sehr irdischen Wohlgefallens. Und das blieb Paulette nicht unbemerkt. An den Winkeln des schönen, roten, blühenden Mundes zog und zupfte ein ganz spitzbübisches Schmunzeln. Dann sagte sie mit einem ernsten Augenaufschlag: „Ich danke Ihnen von Herzen. Kommen Sie, mein lieber Vater, Sie sollen jeden Morgen an meinem kleinen Hausaltar die Messe lesen."

Und sie ließ den Pfarrer in einem Zustand besonderer Heiligung zurück. Wenn die Soutane sich in dieser Stunde gleich einem Flügelpaar erhoben und ihn schwebend durch den Saal getragen hätte, so wäre er gar nicht so sehr verwundert gewesen. Von dem Wirrwarr aber, der dabei in der Menschlichkeit unter der Soutane stattfand, soll nur soviel gesagt sein, daß er eben die Besonderheit dieser Heiligung ausmachte.

Bei jenem ernsten Augenaufschlag vorhin hatte Pauline einen wohlbeleibten Offizier entdeckt, der mit auf den Rücken gelegten Händen dastand, ins Gewühl blickte und dabei den Mund zu einem Gähnen aufriß. „Ach, der brave Lamaurette," dachte Paulette, „er gähnt . . . nun gut, wir wollen ihm das Gähnen austreiben." Und sie schritt auf ihn zu, stand so plötzlich neben ihm, daß ihm die Kinnladen vor Schrecken wie Fuchseisen zusammenschnappten, und faßte ihn mit zwei Fingern unterm Kinn. Ihre Augen glommen gefährlich blendend in die seinen: „Nun, mein Kleiner," sagte sie, „ich höre, daß Sie ein vortrefflicher Hausvater sind. Bleiben Sie nur weiter so brav und tüchtig."

Sie sagte nichts weiter und ließ den armen Lamaurette stehen. Der arme Lamaurette! An ihm hatte Paulette ihr grausamstes Stück verübt. Sie hatte mit anderthalb Dutzend Worten eine geruhsame Weltanschauung aus den Angeln gehoben, sie hatte eine Seelenverfassung, deren Symbol und innigster Ausdruck das Gähnen war, in einen tosenden Wirbel gestürzt, sie hatte einen Familiensinn, der aus der Gewöhnung einer mustergültigen Ehe erwachsen war, entzweigeschlagen wie altes Glas. Und man könnte vielleicht am besten sagen, sie hatte das Feuer in einen Strohschober geworfen, wenn dieses Bild in seiner Anwendung auf einen kaiserlichen Offizier nicht etwas Despektierliches an sich hätte.

Nach dieser Untat schritt die Fürstin durch den gelben Saal und kam in das blaue Zimmer, wo Madame Mère bereits am Spieltisch saß. Madame Lätizia liebte es, bei einer Partie Reversi den Damen ihrer Gesellschaft die kleinen Beträge abzunehmen, die sie zur Bestreitung ihrer einfachen Toiletten brauchte.

Es stand noch ein zweiter Spieltisch im blauen Zimmer, und er schien auf Paulette zu warten, die darin vollkommen ihrer Mutter glich, daß auch sie gerne den Leuten das Geld abnahm. Während sie auf den Tisch zuschritt, zeigten sich, von den unsichtbaren Fäden prinzeßlicher Liebenswürdigkeit herbeigezogen, der Pfarrer, der Bürgermeister, Lamaurette, ja selbst Tortini und Capi in der Türe des blauen Zimmers. Drouots zorniges und eifersüchtiges Gesicht suchte strategische Deckung hinter dem stattlichen Rücken des Bäckermeisters.

Paulette sprach Sir Neil Campbell an, der sich mit Corunel und dem päpstlichen Kammerherrn Vantini über das Thema Rom in einem streng fugierten Satz erging, wie er seiner architektonischen Natur entsprach. Wenn der Colonel ins Gespräch kam, so zeigte er so recht seine Meisterschaft in der Gründlichkeit des Debattierens. Er ruhte nicht, bis jeder Punkt vollkommen erledigt war, so durchaus klargestellt und aufgeräumt, wie er früher im Gefecht alles gründlich aufgeräumt hatte.

Aber die Fürstin brach ihm ganz rücksichtslos in seinem thematischen Satz. „Oh, ich freue mich, Sie zu sehen, Sir . . . Kommen Sie einmal drei Schritte abseits! So . . . nun, Sir Campbell, ich muß Sie um Verzeihung bitten . . . ich habe mich unlängst sehr unartig benommen."

Campbell lächelte sein Bajonettlächeln: „Ich weiß nichts davon, kaiserliche Hoheit."

Auf Paulines Gesicht stand ein ernsthafter Schatten. „Ich bin gerührt, Colonel, ich muß gestehen, daß ich doppelt gerührt bin. Sie geben vor, nichts davon zu wissen, daß ich ungezogen gewesen bin. Das ist sehr ritterlich, mein Herr. Und Sie geben mir den Titel kaiserliche Hoheit, obzwar Ihre Regierung meinem Bruder den Titel Kaiser nicht zugesteht und in ihm am liebsten noch den kleinen Korporal züchtigen möchte, der er einmal gewesen ist."

„Meine Regierung hat ihre guten Gründe. Ich meinesteils finde es ehrenvoller, gegen einen Kaiser gefochten zu haben, in dem der Machtwille einer Nation sich offenbarte, als gegen einen Usurpator, dem es nur um seinen eigenen Vorteil zu tun war."

Es war aber keineswegs Paulettes Absicht, sich etwa in philosophisch-politische Abhandlungen über Verfassungen und Völkerwillen einzulassen. Und sie sagte, noch immer ein wenig demütig und zerknirscht: „Wollen Sie mir zum Zeichen der Versöhnung die Freude machen, mit mir eine Partie Bric a Brac zu spielen?"

Campbell verneigte sich mit gelassener Bereitwilligkeit. Corunel wurde als dritter herangezogen und als vierter wurde der päpstliche Kammerherr Vantini vorgestellt, der sogleich sagte, daß einer seiner innigsten Wünsche in dieser Stunde erfüllt sei.

Als der ein wenig zurückgedrängte Thomas von Kiennast einen Platz hinter dem Stuhl der Prinzessin suchte, fühlte er sich am Arm gefaßt. Carlotta stand neben ihm, in ihrem Tüllkleidchen, wie eine liebliche Frühlingswolke. Ihr Gesicht war fieberhaft rot und in ihren Augen lag die ganze Qual schmerzlicher Enttäuschung, der achtzehn Mädchenjahre fähig sind. Es war ihr so weh, als ginge ein Sprung mitten durch sie hindurch.

Sie zog Thomas am Aermel auf den Balkon hinaus und hier, gleichweit entfernt von der glänzenden Gesellschaft da drinnen und der ehrfürchtigen Populare dort unten, schluckte sie mühsam hervor: „Ich bin wohl für Sie nicht vorhanden, Herr von Kiennast? . . . Sie kennen mich nicht, wenn Sie in Gesellschaft sind?“

„Oh, du lieber Himmel! Thomas hatte wahrhaftig ganz vergessen, daß es ein kleines Fräulein gab, das Carlotta hieß und mit dem er eigentlich nach den Gesetzen guter Lebensart einen Tanz hätte machen müssen. Da wollte er seinen Fehler ein wenig allzu rasch wieder gut machen. Und anstatt hier hinter den Oleander- und Mandelbäumen in der lauen Nacht ihre Hand zu nehmen und den Balsam freundlicher Worte in ein weiches Herz fließen zu lassen, bat er das kleine Fräulein, mit ihm zum nächsten Tanz anzutreten.

Aber da fuhr sie schnell auf: „Glauben Sie, daß ich einen Tänzer brauche? Was fällt Ihnen ein, Herr von Kiennast? Ah, ich habe es nicht nötig, auf Sie zu warten, um mich zu unterhalten. Man schlägt sich beinahe um mich. Wissen Sie, daß ich sogar mit Schoultz getanzt habe. Sie dürfen nicht denken, daß ich Sie vielleicht zum Tanz hole. Ich unterhalte mich auch ohne Sie, hören Sie, ich unterhalte mich . . . ich unterhalte mich vorzüglich. Aber ich wollte Ihnen sagen, daß Sie sehr ungezogen sind und daß Sie sich weniger zu benehmen wissen, als ein Lakai.“

Und fort war sie.“

Thomas von Kiennast kehrte etwas verdutzt auf seinen Platz hinter Paulettes Stuhl zurück, und der Königsberger Imperativ in seiner Brust wurde zu einer deutlich wahrnehmbaren Unannehmlichkeit. So stand er wenig zusammengesunken da und folgte dem Fortgang des Spieles nur mit den Augen.

Paulette war, wie gesagt, eine geschworene Feindin aller Regelhaftigkeit. Aber nun hat jedes Spiel seine Regeln, und das harmloseste wie das verwegenste verlangt, daß man sich ihnen unterwerfe. Das widerstrebte Paulettes Geschmack so sehr, daß sie sich daran gewöhnt hatte, die Regeln nach ihren Wünschen zurechtzubiegen, sie anzuwenden, wenn sie ihr günstig waren und sie zu vergessen, wenn sie ihr nicht paßten. Alle Welt wußte das und duldete, daß die Prinzessin mit den Karten verfuhr, wie mit den Ereignissen und den Menschen. Aber Vantini war zum erstenmal mit Pauline beisammen und so kam es, daß er plötzlich sagte: „Ein Irrtum, kaiserliche Hoheit, Sie spielen den Coeur-König zum zweitenmal aus!“

„Was fällt Ihnen ein, mein Herr!“ sagte die Prinzessin entrüstet, „wie käme denn das?“

„Ich weiß es bestimmt . . . Sie haben mit dem Coeur-König schon einmal gestochen.“ Da bekam er einen Tritt auf die Schnallenschuhe, daß er beinahe aufgeschrien hätte. Und zugleich arbeitete eine ganze Station optischer Telegraphen in Corunels Augen. Es hätte nicht einmal dieses heftigen Signalisierens bedurft, um Vantini über die Lage aufzuklären. Aber er war entschlossen, seine Stellung zu behaupten, denn er fühlte, daß er sonst verloren war.

Paulette wandte den Kopf über die schönen Schultern zu ihrem Kavalier: „Nun, mein Herr, Sie sehen mir ja in die Karten . . . Haben auch Sie vielleicht zwei Coeur-Könige gesehen?“

„Nein,“ sagte Thomas mit Ueberzeugung. Er hätte mit eben demselben Ton bestätigt, daß er gar keinen oder daß er vierundzwanzig gesehen habe.

Da lächelte Vantini sein weltmännisches Lächeln, aus gleichen Teilen von Verständnis, Höflichkeit und Ironie gemischt: „Ah, ich merke schon, wir sind im Zauberreich. Kaiserliche Hoheit beherrschen alles, sogar die Karten, die allersprödesten Dinge der Welt unterwerfen sich Ihrem Willen. Sie brauchen nur zu wünschen . . . und es gibt zwei Coeur-Könige!“

Aber da warf Pauline die Karten auf den Tisch. „Nun gut, meine Herren, ich habe Ihre Aufmerksamkeit auf die Probe gestellt . . . ich habe wirklich ein wenig falsch gespielt. Es ist doch zu langweilig, seinem Glück nicht nachhelfen zu sollen. Mein Coeur-König war zweimal da. Ich freue mich, daß Sie es bemerkt haben, Vantini! Aber nun lassen wir die dumme Spielerei. Wir wollen plaudern. Erzählen Sie uns von Paris, Herr Vantini!“

Der Kammerherr war ein guter Freund Corunels, der ihn auch heute in die Gesellschaft eingeführt hatte. Sie waren in Paris, Mailand und Rom beisammen gewesen, bummelnd, abenteuernd, verliebt und hatten mit flimmernden Nerven alle Reize und Entzückungen des großstädtischen Lebens in sich aufgesogen. Sie besaßen gleiche Interessen und gleiche Talente, sie mälten, sangen, dichteten und musizierten. Nur war dies alles bei Corunel in einer naiven Jugendlichkeit eingeschlossen, während es der ältere Kammerherr zu einer Verfeinerung, Läuterung, Durchtriebenheit und Spitzfindigkeit gebracht hatte, die um so gefährlicher war, als er bei Talma Unterricht genommen und die schönen Posen dazu gelernt hatte. Seine Bewegungen waren vollendet, und daß sie ein wenig an die Bühne erinnerten, fiel niemandem in einer Gesellschaft auf, die selbst immer etwas Komödie spielte.

Bei dem Anblick der Prinzessin hatte er sogleich beschlossen, diese Frau, deren galante Aventiuren einen europäischen Ruf hatten, für sich zu gewinnen, auf der Lauer, alle Gedanken geschärft und mit Widerhaken versehen. Ein klingenbiegsamer Geist schnellte vor und zurück, ein erprobter, adlerblickender Wille sah gut um sich. Vantini erzählte von Paris, er überschüttete die Bourbonen und ihren Anhang mit einem Witz, der zusehends Löcher in die ganze Herrlichkeit fraß. Er schüttete aber nicht aus Kübeln, sondern aus zierlichen Spritzkannen. Um so sicherer traf er. Der Graf von Artois . . . Holla! . . . und schon saß ein Fleck an seinem Staatsfrack und griff um sich wie Steppenbrand. Wenn dann das Opfer am Spieß gebraten war, dann überreichte er es mit einer anmutigen Wendung der Prinzessin: „Der Kaiser hat allen Grund, zu sagen, daß der Graf von Arlois sein Freund ist. Denn er macht den Bourbonen so viel Feinde, als der Kaiser nur wünschen kann.“

Corunel sah ganz stolz herum. Er hatte gewußt, daß sein Freund ein Genie war. Donnerwetter! konnte der erzählen, besser als der geistreichste und amüsanteste Sonntagsplauderer sämtlicher Pariser Journale. Und Vantini plauderte mit der Sicherheit des Meisters, alle anderen in einen äußeren und sich und die Prinzessin in einen innersten Kreis hinein.

Die Gesellschaft? Mein Gott, was sich so in Paris jetzt die Gesellschaft nannte? Ein paar alte Damen und einige würdige Herren, denen die Beine schlotterten, man wußte nicht, ob von dem Schrecken, den sie überstanden hatten, oder vor Angst vor dem, was ihnen bevorstand. Man war fromm geworden. Aber es war nicht die rechte Art von Frömmigkeit. Vantini als päpstlicher Kammerherr durfte so etwas schon sagen. Die rechte Art von Frömmigkeit bestand darin, den Philosophen zu beweisen, daß es ihnen niemals gelingen würde, zu beweisen, es gebe keinen Gott. Selbst auf die Gefahr hin, daß einem hingegen von den Philosophen bewiesen wür-

de, es werde niemals gelingen, zu beweisen, es gebe einen. Uebrigens seien dieser vertrockneten Frömmigkeit allerlei Arten neumodischen Aberglaubens gesellt. So zum Beispiel dies Spiel mit der Kristallkugel . . .“

Da horchte die Prinzessin hoch auf. Denn sie wäre keine richtige Korsikanerin gewesen, wenn sie nicht vor solchen Dingen einen unbändigen Respeckt gehabt hätte. Das Wahrsagen aus Eiern, aus geschmolzenem Blei, aus Kaffesatz, aus Karten, aus dem Spiegel stand über allen Wissenschaften. Das war etwas anderes als diese lederne Mathematik, die der Kaiser jetzt wieder so eifrig übte, oder die Astronomie und die Naturwissenschaften, mit denen sie von den neuernannten Mitgliedern der Akademie gelangweilt worden war, wenn sie zum erstenmal einem Hofball zugezogen wurden.

Das Spiel mit der Kristallkugel also?

„Jawohl, kaiserliche Hoheit. Der Zufall will es, daß ich ein solches Ding gerade bei mir habe. Sie bekommen das in Paris jetzt überall. Jeder brave Bürger hält es als Hausorakel und schaut hinein, ob seine Rentenbriefe im nächsten Jahre steigen oder fallen werden. Sehen Sie, es ist nichts als eine Kugel aus Kristallglas . . . wenn Sie aber fest hineinschauen, dann steigen Nebel auf, ziehen hin und wieder, zerreißen und lassen durch die Lücken Gegenden, Menschen und Szenen sehen, aus denen die Zukunft gedeutet werden kann.“

„O!“ Prinzessin Pauline hielt die Kugel in der Hand, wog sie ab, ließ sie glitzern und man sah ihr an, wie sie darauf brannte, einen Versuch zu machen.

„Glauben Sie an diesen Unsinn?“ fragte Sir Campbell mit der Miene des Unerschütterlichen.

„Ah, ob ich daran glaube, hat nichts zu sagen,“ wich der Kammerherr aus, „es kommt auf den Glauben dessen an, der hineinschaut.“

„Ich hätte Lust, es zu wagen,“ sagte Paulette.

„Es ist sehr einfach, Fürstin. Lehnen Sie sich zurück und heften Sie ihren Blick fest auf die Kugel. Trachten Sie zu vergessen, daß wir uns hier in Gesellschaft befinden, daß Lichter und Menschen um uns sind . . . richten Sie Ihren Geist ausschließlich auf den Kristall . . . und nun wollen wir schweigen, meine Herren.“

Die Akteure an Paulettes unsichtbaren Fäden waren näher gekommen und genossen das absonderliche Schauspiel, die Prinzessin unverwandt auf eine Glaskugel starren zu sehen. In ihrem Haar spielten die Lichtfunken der Glasprismen des Lüsters. Sie war nie so schön gewesen, wie in dieser vollkommenen Ruhe, in der sich ihr Wesen statuenhaft erhöhte. Vantini stand geräuschlos von seinem Stuhl auf und trat hinter sie, indem er Thomas von Kiennast einfach wegschob. Dem aber war die Versunkenheit der Prinzessin zu heilig, um sie durch Einwendungen gegen Vantinis Keckheit zu unterbrechen.

Ein Gelächter der Damen am Tisch der Madame Mère flog auf kurzen, breiten Flügeln durch das blaue Zimmer. Pauline sah auf, schaute noch einmal in den Kristall und schüttelte den Kopf.

„Nun?“ fragte Vantini.

„Pauline wandte den Kopf nach ihm. Dann fiel ihr Blick auf den Colonel Campbell und sie sagte: „Was denken Sie, mein Herr? Ah . . . ich kann Ihnen doch nicht meine Geheimnisse preisgeben.“

Campbell merkte, daß man seine Entfernung erwartete. Und er erbat sie, indem er vorgab, er wünsche dem Gouverneur Drouot einige Worte zu sagen.

Hinter dem Davonschreitenden zog Pauline eine ihrer allerliebsten Grimassen. Sie ließ eine rote Zungenspitze zwischen den weißen Zähnen erscheinen und zischte ein wenig. Dann sagte sie: „Nun, meine Herren . . . vor Ihnen kann ich sprechen. Der Kristall hat mich zwei Bilder sehen lassen. Ich habe ein Schiff gesehen, das sich von der Insel entfernt . . . und auf seinem Deck stand der Kaiser. . .“

„Und das zweite Bild?“ fragte der überaus würdevolle Kammerherr Marina, der während der Kristallguckerei herangekommen war.

„Das zweite Bild?“ lachte ihn Pauline an, „es hat mir gezeigt, wie Ihnen lange Eselsohren wachsen, mein Lieber!“

Es fiel ihr gar nicht ein, zu sagen, daß im Kristall auf die heroische Szene eine zärtliche gefolgt war, bei der sie sich in den Armen des Kammerherrn Vantini befand.

Elftes Kapitel.

Nach verschiedenen Schwert- und Eiertänzen zwischen den Meinungen seiner Freunde und Bekannten, die heute eine seltsame Geschicklichkeit hatten, verfängliche Themen anzuschlagen, war es dem Notar Balliani gelungen, sich in eine ruhige Ecke zu retten. Es war dieselbe Ecke, in der Hureau und Balinski saßen, durch einen Vorhang aus grünem Stoff vom Wirbel der Gesellschaft abgeschlossen. Man konnte sehen, daß der Sergeant Marmotte bereits einige Male von seinem Dienst in der Garderobe abkommandiert worden war, denn hinter einem Oleanderkübel lugten einige Flaschenhälse mit leeren dunklen Mündungen hervor, wie Corunels Kanonen hinter seinen Wällen. Und man konnte weiter bemerken, daß sie ihren Inhalt zum größeren Teil in Balinski ergossen hatten, denn er sprach lebhaft und angeregt, wie ein Steppengaul, der sich aus gemächlichem Trott plötzlich in Galopp versetzt hat. Er war ein Offizier, der Märsche und Lagerfeuer, Gefechte und Vorpostenbewegungen zum Leben brauchte und der im Frieden verkam.

Ehe der Notar Balliani eingetreten war, hatte er über den russischen Feldzug gesprochen. Während er von den Schneefeldern an der Beresina u. von den schrecklichen Nächten des Rückzuges phantasierte, konnte sich Hureau in sich selbst verkriechen und sich ganz, wie ein verwundetes Tier, in seinen Schmerz einwühlen.

Als der Notar kam, sprach Balinski schon wieder von etwas anderem: von Wien. Das war ein Thema, bei dem man wenigstens mittun konnte. und Balliani war so froh, sich ohne Gefahr des Leibes und Lebens an einem Gespräch beteiligen zu können, daß er in dankbarer Stimmung und Ergebenheit dem Wein von Marciana alle Ehre antat.

Er kam so sehr in Eifer, daß er ganz furchtbar erschrak, als eine Hand seine Schulter berührte. Einen Augenblick glaubte er, die für einige Minuten vergessene Nemesis stehe in eigener Person hinter ihm.

Es war aber nur Carlotta. Sie hatte rote Augen und blasse Wangen und sagte: „Kommen Sie, Papa . . . ich möchte nach Hause gehen. Ich habe Kopfschmerzen. Der Lärm, das Licht und der Staub . . . mir ist sehr unwohl . . .“

Balinski und Hureau hatten sich erhoben und bedauerten sehr.

Auch Balliani bedauerte sehr, jetzt gehen zu müssen, wo er eben angefangen hatte, sich wohler zu fühlen. Dann verging die kleine Unmutswolke im Himmel väterlicher Zärtlichkeit und er nahm Carlotta unterm Arm, um sie zur Garderobe zu führen.

Im Ballsaal, wo eben eine Tanzpause eingetreten war, sah er die Prinzessin Pauline in der Nähe des kaiserlichen Thronsessels stehen, umgeben von

einem Wall von Uniformen u. Galaröcken. Sogar eine schwarze Soutane war unter die verliebten Würdigkeiten gemengt.

Marmotte legte der kleinen Notarstochter den Abendmantel um, man sah ihm an, daß er mit Schanzkörben und Gewehren besser zu hantieren wußte als mit der leichten Spitzentracht eines solchen Kleidungsstückes. Aber dennoch versuchte er sich in einer wohlwollenden Sorgsamkeit, denn ein Mädel, das einen kaiserlichen Leutnant gesund gelegt hatte, gehörte in gewissem Sinne zur Armee. Und die mußte man schon mit besonderer Aufmerksamkeit behandeln, als das unnütze Weibsvolk dort drinnen.

Dann traten der Notar und Carlotta in die kühlfächelnde Nachtluft hinaus.

„Oh!“ sagte der Notar, jetzt doch recht froh, allen lauernden Gefahren entronnen zu sein.

„Wie meinst Du?“ fragte er.

Aber Carlotta hatte gar nichts gesagt. Sie nagte krampfhaft an ihren Lippen, um ein kleines dummes Herz nicht laut werden zu lassen, dem jeder Schlag ein bebender Schmerz war.

In Balliani aber drängte der Wein von Marciana, der Zungenlöser. „Hast Du mit dem Leutnant getanzt?“ fragte er.

Einem in seinem Unglück erzitternden Weibsstück war das Weinen nahe. Es quoll in ihr, wie in einem eben erbohrten Brunnen. Und sie warf rasch eine kleine Lüge oben darauf, damit es nicht hervorbrach: „Ja!“ sagte sie. Mein Gott, der Vater hatte keinen Namen genannt. Und sie hatte mit mehr als einem Leutnant getanzt.

Aus Balliani aber redete der Wein von Marciana weiter.

„Fürstin Borghese hat nicht getanzt. Hast Du gesehen, wie verliebt alles ist . . . Sie ist schön, aber ich weiß nicht, sie ist wie . . .“ Soviel Macht aber hatte nicht einmal der Wein von Marciana über den Notar, daß er ihm etwa einen ehrfurchtslosen Vergleich oder ein unvorsichtiges Bild gegeben hätte. Balliani machte einen Punkt, so dick wie eine Kanonenkugel und begann von neuem: „Sogar der Pfarrer . . . was sagst Du? . . . sogar unser guter Pfarrer. Nun . . . mein Traum hat mir die Wahrheit gezeigt . . . keine Guillotine, kein Blutvergießen . . . das war, kurz ehe sie nach Elba gekommen ist, und es war ein hartnäckiger Traum, Donnerwetter, fast jede Nacht ist er wiedergekommen . . . oh, Du kennst ihn nicht?“

Und nun erzählte der Notar seiner Tochter den Traum, dessen Sinn sich ihm erst jetzt enthüllt hatte, dessen Pointe darin bestand, daß allen Männern von einem lächelnden Frauenzimmer die Köpfe verdreht würden. „Aber ich hüte mich . . .“ lachte er, „ich lasse mir den Kopf nicht verdrehen . . . Du brauchst um mich gar keine Angst zu haben. Ich werde keine Dummheiten begehen.“

„Ach, ich werde krank werden,“ dachte Carlotta, „ich ertrage das nicht. Ich werde krank werden und sterben und man wird auf meinem Grabstein schreiben: „Dahingerafft in der Blüte ihrer Jahre!“ Und wenn er dann von ihr vernichtet und zerrissen ist, so wird er an mein Grab kommen und wird das treue Herz beklagen, das nun nicht mehr schlägt. Und er wird sich mit Reue seiner Grausamkeiten erinnern, der Szene auf dem Balkon, bei der er mich zum Tanze aufgefordert hat, anstatt mir zärtliche Worte zu sagen. Und ich werde ihm aus dem Jenseits als flüsternder Geisterhauch vergeben. Oh, das werde ich tun.“

An diesen wehmütig schluchzenden Gefühlen erholte sich Carlotta wieder ein wenig. Es waren schmerzlich tröstende Gefühle, und wenn etwa ein phantastischer Maler sie als Gestalten hätte darstellen wollen, so hätte er ihnen blonde Haare und blaue Augen geben müssen. —

Auf dem Balkon, der für Carlotta zur schmerzensreichen Leidensstation geworden war, standen zur selben Zeit Sir Neil Campbell und die Gräfin Rohan.

Sir Campbell befand sich zu seinem eigenen Erstaunen hier; denn es war durchaus nicht seine Absicht gewesen, sich mit der Gräfin von der Gesellschaft abzusondern. Aber sie manövrierte so geschickt wie drei napoleonische Generale und fünf englische Diplomaten zusammengenommen, und ehe sich Campbell dessen versah, hatte sie ihn zwischen den Oleandern und Mandelbäumchen, hinter den Vorhängen des Balkons.

Als es einmal so weit war, beschloß Campbell seine Seele bis obenhin zuzuknöpfen und mit der Ausdauer eines indischen Säulenheiligen alle Künste von sich abzuweisen. Denn er vermutete, daß es der Gräfin darum zu tun war, ihm die Reste ihrer weiblichen Reize anzubieten, nachdem sie mit ihren Hausiergängen bei anderen maßgebenden Persönlichkeiten wenig Glück gehabt hatte. Und sie war ihm durchaus unsympathisch. Zweitens wegen der taktlosen Angriffe bei jenem Frühstück an Bord der „Santa Lucia“, erstens aber überhaupt. Er nannte sie: die alte Puderschachtel. Da er aber ein Gentleman war, sagte er das niemals laut, sondern dachte es bloß.

Und mit der Miene eines Gentlemans sah er jetzt der Gräfin ins Gesicht, aufmerksam bereit, ihre Eröffnungen entgegen zu nehmen.

„Ich möchte mit Ihnen sprechen, Colonel,“ sagte sie.

„Es ist recht. Sie haben hier Gelegenheit dazu.“

Die Gräfin hatte die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts unter ihrer nunmehr dünnbehaarten Schädeldecke angesammelt; sie hatte ihre Schule zu einer Zeit durchgemacht, wo man die Menschen nicht nach vorgefaßten Meinungen beurteilte, sondern unter den Zwiebelhüllen der Höflichkeit und des guten Tones nach dem besonderen ihres Wesen suchte. Sie sah die zwei blanken, strengen Knöpfereihen auf der Seele Campbells und wußte, daß ihm mit psychologischen Arabesken nicht beizukommen war.

„Ich möchte Ihnen ein Geschäft vorschlagen, Colonel,“ sagte sie.

Campbell staunte ein wenig nach innen. Aber er war zu sehr Engländer, um auf das Schlagwort Geschäft hin nicht doch auch die beiden obersten Knöpfe aufzumachen.

„Ja, ein Geschäft,“ wiederholte die Gräfin. „Wir können beide auf unsere Rechnung kommen. Ich will Ihnen zuerst sagen, was ich verlange, um Ihnen dann zu sagen, was ich biete. Sie wissen, daß ich im Königreich Neapel Silberminen habe.“

„Ich habe davon gehört.“

„Die Silberminen gehören mir. Ich besitze Papiere, die meine Ansprüche nachweisen. Aber was soll ich tun? Eine englische Gesellschaft beutet meine Minen aus und gibt sie nicht her.“

Während Campbell die unveränderliche Miene eines Gentlemanns beibehielt, ließ er ein zufriedenes Lächeln nach innen strahlen. Er freute sich über die Tüchtigkeit seiner Landsleute.

„Es geschieht nichts, um mir Gerechtigkeit zu verschaffen. Man rührt hier keine Hand für mich, man behandelt mich wie eine zudringliche Bettlerin. Sie haben gesehen, wie mich die Fürstin Borghese beleidigt hat.“

„Ich habe nichts davon gesehen.“

„Nicht mit Worten . . . gewiß nicht . . . aber durch das ganze Gebaren. Sprechen wir nicht mehr davon. Genug: es ist so. Nun — ich muß die Hoffnung aufgeben, durch den Kaiser etwas zu erreichen. Aber ich will meine Silberminen haben. Nun gut, Sie sollen sie mir verschaffen."

„Ich?"

„Sie . . . das heißt: Ihre Regierung. Sie werden die Gesellschaft abfinden, Sie werden den Befehl geben, mir mein Eigentum nicht länger vorzuenthalten."

Es handelt sich wirklich um ein Geschäft, dachte Campbell.

„Nun . . . ich biete Ihnen dafür genaue Nachrichten über den Kaiser, sein Tun, seine Pläne. Sehen Sie, die Mächte sind etwas leichtsinnig gewesen. Wenn Ludwig nur eine Ahnung von der Gefährlichkeit seines Gegners hätte, so würde seine ganze Flotte beständig vor der Insel kreuzen. Ich bin gewiß, der Kaiser denkt Tag und Nacht darüber nach, wie er von hier fortkommen könnte."

„Glauben Sie . . .?"

„Es muß Ihrer Regierung darum zu tun sein, den Kaiser in einen festeren Gewahrsam zu bringen. Für diesen Löwen ist Elba ein Käfig mit einem hölzernen Gitter. Er sollte in ein Behältnis aus Stahl und Eisen gesperrt werden. Sehen Sie, ich verschaffe Ihnen genaue Nachrichten, ich gebe Ihnen den gerechtfertigten Anlaß, ihn nach Sankt Helena zu bringen. Und Sie geben mir dafür meine Silberminen."

Campbell dachte ein wenig nach. Es war ein richtiges Geschäft, für einen Gentleman so unangenehm als nur eines, aber man durfte nicht den Vorwurf auf sich nehmen, aus Reinlichkeitsgefühl etwas versäumt zu haben, was im Vorteil Englands lag.

„Sie meinen also, daß Napoleon Elba verlassen will?" fragte er. „Er geht in seinen Arbeiten auf . . . er studiert Mathematik, er liest, er kümmert sich um seine Wäsche . . ."

„Es sind Masken, mein Herr. Lassen Sie sich doch nicht täuschen."

Auf Campbells Gesicht trat das unerbittliche Bajonettlächeln: „Es ist gut, Frau Gräfin. Ich selbst wage nicht darüber zu entscheiden, ob ich das Geschäft eingehen darf. Aber ich werde Ihren Vorschlag morgen durch einen Kurier meiner Regierung melden."

„Beeilen Sie sich. Es könnte schon zu spät sein, wenn die Antwort kommt."

Sie kehrten zur Gesellschaft zurück, die sich bereits aufzulösen begann.

Die Gräfin verabschiedete sich mit einem vollendeten Hofknix von Madame Mère und der Fürstin und fegte mit rauschender Schleppe davon, prächtige Rachegefühle mit sich nehmend, die sich hinter einem tötlichen Lächeln gut verbargen.

Noch jemand verließ das Haus der Madame Mère mit Rachegefühlen, aber sie waren nicht so klar und siegesvorfreudig, sondern etwas wirr und schmerzlich. Das war Thomas von Kiennast und seine Rache zielte mit hundert Speerspitzen nach Monsieur Vantini, dem päpstlichen Kammerherrn, der ihm Pauline für den Rest des Abends genommen hatte.

Langsam und trüb ging er die steilen Straßen zum Haus des Notars hinauf. Seine Gedanken gingen im Kreis, wie geblendete Pferde am Göppel.

Jemand sang in der Ferne mit einer sehr süßen Stimme das elbanische Volksliedchen von der Nachtigall. Auf dem freien Platz vor der alten Kirche des Carlo Borromaeo blieb Thomas stehen und sah nach dem Hafen hinab. Da unten lag das Meer sehr dunkel und verdrießlich und murmelte vor sich hin, wie ein bösartiger Greis.

Thomas kam sich vor, wie durch ein Sieb geschüttelt und in seine Bestandteile aufgelöst. Und er hätte sich gar nicht gewundert, wenn jetzt jemand gekommen wäre und gesagt hätte: Mein lieber Thomas, das ist nichts mit Ihnen! Wir wollen dieses Häufchen Unglück einfach liegen lassen und etwas anderes machen.

Dann wickelte er sich wieder in seine Schwermut, wie in einen Mantel. „Oh, es ist wahr," dachte er, „wer bin ich? Und was ist sie? Wie konnte ich meine Augen zu ihr erheben? Oh, ich Narr, ich Dummkopf, ich überheblicher Tor. Aber andere wagen es auch. Und sie lächelt ihnen zu. Aber das ist nichts, ich will in meiner reinen Andacht bleiben."

So ging er dahin, mit wunderlich quälenden und beglückenden Pagengefühlen, daß der liebe Gott selber, der doch bekanntlich ein Deutscher ist, an dieser köstlichen Esclhaftigkeit hätte seine Freude haben müssen.

Thomas schritt durch den Garten, über den knirschenden Muschelkies, starrte eine Weile die herzförmigen Ausschnitte an der Türe seines Häuschens an und seufzte. Es dämmerte schon irgendwo in der Welt, und die beiden Herzen lagen so tiefschwarz in einem zaghaften grauen Licht. Thomas war über diese Symbolik, die ihm so ganz tief und bedeutsam erschien, sehr gerührt. So lag sein Herz, schwarz und scharf gekantet, im grauen Dämmerlicht hoffnungsloser Schwermut.

Oh!

Und er betrat den Flur und hörte schon auf der untersten Treppenstufe die würdige alte Pendeluhr im oberen Stockwerk sagen: Nur Ruh! — nur Ruh! — nur Ruh! — als ob sie schon die ganze Nacht gewartet habe, um ihre zeiterprobte Weisheit anzubringen. Da wurde es wirklich friedlicher in Thomas, und er begann zu denken, daß doch auch der Schlaf etwas Schönes sei.

Als er das Zimmer betrat, schien ihm ein warmer Hauch wie von der Gegenwart eines Lebendigen entgegen zu dringen. Es wehte ihn so wie die Nähe eines Menschen an, und für einen Augenblick hob sich ein blasses Gesicht mit rotgeweinten Augen aus der Finsternis. Es war der Geruch ihrer Frische, ihrer gesunden Jugend, der in diesem Raum zurückgeblieben war. Thomas beschloß, den Fehler dieser Ballnacht durch dreidoppelte Liebenswürdigkeit gegen Carlotta gut zu machen.

Er nahm sein Taschenfeuerzeug hervor und schlug Licht.

Da regte sich das graue Bündel, das Thomas vorhin in dem großen Lehnstuhl am Fenster bemerkt hatte, zwei Arme sanken auf die Lehnen und zwei Augen öffneten ihre blauen Weiten.

„Carlotta," sagte Thomas überrascht. „Sie sind es? Mein Gott, was wollen Sie hier?"

„Was ich hier will? Das werde ich Ihnen sagen, mein Herr!" Ach, wenn sie es nur selbst gewußt hätte, warum sie hier war, die arme Carlotta. Sie war von ihrem Zimmer davongelaufen, mit einem drangvoll quellenden Herzen und nun saß sie hier im Ballkleid in der Morgendämmerung und wußte nicht, was sie sagen sollte.

Thomas hielt noch immer die Kerze in der Hand und starrte Carlotta an, wie ein Bild im Guckkasten. Er sah nicht übermäßig intelligent aus, und wenn Carlotta ihm gegenüber etwas mehr geistesgegenwärtige Bosheit besessen hätte, so hätte sie sich darüber freuen müssen.

„Wenn man Sie gesehen hat, Fräulein Carlotta,"

sagte er bedenklich, „was da alles daraus werden kann . . .“

„Es ist mir alles eins . . . ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu sagen, daß, daß . . .“ Oh Gott, was denn nur?

„Ich muß Sie noch einmal um Entschuldigung bitten . . .“ Langsam rann der geschmolzene Talg der Kerze auf Thomas' Handrücken. Er fühlte es, blies die Kerze aus und ging zum Fenster, um die Vorhänge ganz zurückzuziehen. Der junge Tag sah mit frischen Augen auf die beiden übernächtigen Menschen; auf dem Meer lag ein breiter orangefarbener Streifen, wie eine Schärpe über einen violblauen Seidenstoff.

„Oh, Sie waren sehr beschäftigt,“ sagte Carlotta, „nun ja . . . Sie haben keine Zeit gehabt. Die Prinzessin Pauline hat Sie einfach in Beschlag genommen . . . Sie und den und jenen und alle miteinander. Sie ist die rechte Schwester ihres Bruders. Es ist die Lebensaufgabe dieser Leute, alles für sich zu nehmen und den andern nichts zu lassen. Der Kaiser nimmt Menschen und Königreiche und Kronen und seine Schwester möchte, daß alle Welt nach ihrer Pfeife tanze. Sie tanzen auch mit, mein Herr. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie Sie hopsen können.“

Thomas stand machtlos da. Er fühlte, daß es angezeigt war, diesen Ingrimm dahinströmen zu lassen, aber dabei sagte ihm sein Gewissen, er dürfe nicht zugeben, daß der Kaiser und die Fürstin beleidigt würden.

Draußen auf dem Flur stand ein alter Freund und der hatte in dieser Nacht eine vernehmliche Stimme gewonnen und wiederholte immer wieder: Nur Ruh! — Nur Ruh! — Nur Ruh!

Aber die beiden Menschenkinder hörten nicht auf ihn, und Carlotta fuhr fort, ihre Erbitterung über die kaiserliche Familie zu ergießen. Je höher ihr das Weinen zu den Augen drang, desto heftiger wurden ihre Worte und desto größer die Schwungkraft, mit der sie ihren Feinden zusetzte.

Und plötzlich sagte sie etwas, was sie höchstens hätte denken dürfen. Sie sagte: „Räuberhauptmann!“ und damit war der Kaiser Napoleon gemeint und sie sagte: „Korsikanisches Gesindel“ und darunter verstand sie Madame Mère und die Prinzessin Paulette.

Da aber fuhr Thomas auf: „Jetzt ist es genug, Carlotta. Hören Sie auf. Ich darf Sie nicht länger anhören. Wissen Sie: es ist Hochverrat, was Sie sprechen. Und ich mache mich mitschuldig, wenn ich Sie anhöre. Gehen Sie jetzt. Sie beleidigen den Kaiser und seine Familie. Und ich bin kaiserlicher Offizier. Sie werden nicht wollen, daß ich eidbrüchig werde.“

Da erschrak Carlotta bis in die innersten Tiefen ihrer Seele. Ihre Augen wurden ganz groß und füllten sich mit Tränen, die nun, da die Worte ihres Zorns verwendete Kraft zusammensank, unaufhaltsam hervorkamen.

„Oh, Sie weinen,“ rief Thomas bestürzt, „weinen Sie nicht . . . ich bitte Sie.“ Er war sehr unglücklich. Denn er hatte sich ja vorgenommen, liebenswürdig zu sein und Carlotta mit Aufmerksamkeiten zu umgeben. Und nun hatte er sie abermals verletzt, so schwer, daß ein Weinen über sie hereingebrochen war, so schwer wie ein Elementarereignis, wie ein Sturm, wie ein Wolkenbruch, wie ein Erdbeben.

Da neigte sich Thomas über das weinende kleine Fräulein und legte ihr eine behutsame Hand auf das blonde Haar, daß der Genius dieser Stunde den Atem anhielt. Und einen Augenblick war es Carlotta auch, als müsse sie die Hand von ihrem Scheitel zum wildklopfenden Herzen herabziehen und müsse ihr Schluchzen an einem Leutnantsrock hinströmen lassen, ganz ohne Bedacht darauf, daß dieser Rock zu einer kaiserlichen Uniform gehörte.

Aber es war noch ein Rest ungeberdigen Mädchenstolzes in ihr, der rief ihr trotzig zu: Tu's nicht! Und da mußte der junge Tag, der stark und freudig auf dem Meere stand, zu seiner Verwunderung sehen, wie sie aus dem Lehnstuhl aufsprang und davonlief, eben als aller Schmerz und alle Erbitterung eine Wendung zum Zärtlichen zu nehmen schien.

Thomas von Kiennast aber blieb mitten im Zimmer stehen und sah in sich hinein wie in einen Krater, in dessen Tiefe etwas kochen wollte und nicht recht konnte.

Zwölftes Kapitel.

Eines schönen Abends wurde der alte Miramonte seiner Gefangenschaft überdrüssig und beschloß auszurücken. Der Geist meldete sich in ihm und trieb ihn an, hinauszugehen und zu predigen. Als sich der Alte davon überzeugt hatte, daß die Türe so wohl versperrt war, wie ein Staatsgefängnis, zog er einen Bilderhaken aus der Wand, befestigte ihn an einer Gardinenstange und angelte mit diesem Apparat nach den Wäscheleinen, die vor seinem Fenster vorüberliefen. Es war eine sehr hübsche, neue und starke Leine darunter, die den Winkel des Hauses zwischen Küche und Korridor überschritt und Miramonte sehr gut gefiel.

Als er sie erangelt hatte, knüpfte er sie mit einem tadellosen Knoten, den ein englischer Oberbootsmann an seinem nüchternsten Tage nicht tadelloser hätte machen können, an das Fensterkreuz und kletterte in den Hof hinunter, nachdem es gänzlich dunkel geworden war.

Unangefochten kam er über die Gartenmauer und ging davon. Zwei Tage lang fastete er im Macqui, am dritten Tage erschien er in einem Dorfe am jenseitigen Abhang des Monte Caponne und predigte den Bauern vom falschen und vom rechten Kaiser Napoleon. Sie standen um ihn und hörten ihm zu, in einem Dämmerzustand der Gehirne zwischen Glauben und Zweifel. Aber selbst die waschechtesten Zweifler ehrten sein Prophetentum und seine Entrücktheit.

Und wenn er nicht selbst geradezu unvorsichtig gewesen wäre, so hätten sie ihn wohl vor den Nachforschungen seines Schwiegervaters Balliani noch lange verborgen gehalten.

Balliani bediente sich zu diesen Nachforschungen der obrigkeitlichen Hilfe, und zwar sowohl der zivilen als der militärischen Gewalten. Nachdem er die Flucht seines Schwiegervaters entdeckt hatte, war er zum Maire gelaufen und hatte sogleich das Aufgebot aller fünf Gemeindediener durchgesetzt. Ein paar Tage später aber wurde er zu Drouot geholt.

Der Gouverneur erwartete ihn mit vor Wut gesträubten Haaren und einem offenen Uniformkragen, der so aussah, als wäre er eben vor Zorn geplatzt.

„Mein Herr,“ sprang er den Notar an, „was fällt Ihnen ein,“ Ihren Schwiegervater auf der Insel herumlaufen und Unfug treiben zu lassen? Wir haben früher ein Auge zugedrückt, aber jetzt müssen wir es offen halten. Wir dulden das nicht mehr, verstehen Sie mich; man beobachtet uns, alle Schurken von ganz Europa werden sich die Hände reiben, wenn solche Dinge vorgehen.“

Drouots kaiserergebenen Zorn waren Wonnegefühle gemengt. War denn Balliani nicht Thomas von Kiennasts Hausherr? Und wenn man an den Leutnant selbst nicht herankonnte, so drosch man eben auf den Mann los, der ihm Unterstand gab

und an dem etwas von der Atmosphäre des Gegners haftete.

Ballianis Herz aber stieß wie ein Armensünderkarren auf dem Wege zur Hinrichtung. Er war mehr tot als lebendig und seine vollkommene Hilflosigkeit erschien so überwältigend, daß Drouot ganz beschämt war, ihn so schlecht behandelt zu haben. Er schlug ihm also vor, ihm ein paar polnische Gardelanciers zur Verfügung zu stellen, die den ausgerückten Schwiegerpapa wieder einfangen sollten.

Nach einer Woche hatte man den Alten auch richtig wieder eingebracht. Man hatte ihn auf der neuen Landstraße aufgegabelt, als er, nach rechter Prophetenart auf einem Eselein reitend, im Begriff gewesen war, nach Porto Longone zu ziehen. Zwischen fünf ragenden Lanzenspitzen mit flatternden Fähnlein kam er nach Porto Ferrajo; und die fünf Gemeindediener marschierten mit in den Nakken gesetzten, verwegenen Dreispitzen hinterdrein, als ob eine große Schlacht gewonnen sei.

Da begann Ballianis Herz wieder etwas ruhiger zu schlagen. Er entfernte alle Bilderhaken und Gardinenstangen aus Miramontes Zimmer, alle Wäscheleinen vor seinen Fenstern und legte ein Vorhängeschloß vor seine Tür, groß genug, um den vereinten Kräften von zwei Dutzend Tobsüchtigen Widerstand zu leisten. Nur eines gab ihm noch keine Ruhe. Die Angst, daß der Kaiser etwas von dem Prophetenausflug seines Schwiegervaters erfahren haben könnte.

Aber Napoleon erfuhr davon. Eines Tages sagte Pauline zu ihm: „Lassen Sie sich ansehen Sire, ich höre, daß Sie gar nicht mein Bruder sind. Sollte ich mich so getäuscht haben?“

Der Kaiser war guter Laune und entgegnete scherzhaft: „Aber ich weiß leider nur zu genau, daß Sie meine Schwester sind.“

Pauline aber beharrte in ihrem schelmischen Ernst: „Nein, wahrhaftig, Sire, es läuft ein Mann auf Elba herum, und der behauptet, der richtige Napoleon wäre gar nicht hier, sondern anderswo, und Sie seien nur ein Schauspieler, der seine Rolle gibt.“

Da bekam Napoleon Lust, den Mann zu sehen, der dies behauptete und legte Bertrand Daumschrauben an, bis er mit der bisher verhehlten Geschichte herausrückte.

„Nun gut“, sagte der Kaiser, „wir wollen den Notar Balliani aufsuchen und uns den Propheten vorführen lassen. Gleich morgen. Du wirst über meine Absicht schweigen, damit wir ganz überraschend kommen.“

Am nächsten Morgen begab sich der Kaiser mit dem Großmarschall zu dem Leugner seiner Echtheit. Als sie am Haus der Madame Mère vorüberkamen, sahen sie einen kleinen Menschenauflauf. Da war ein Maurer vom Gerüst gefallen, der da mit einer Ausbesserung im ersten Stock beschäftigt gewesen war. Der Mann lag inmitten der drängenden Menge und ächzte erbärmlich unter den Händen eines jungen Studenten der Medizin, der ihm die erste Hilfe leistete.

Beim Herantreten des Kaisers riß die Ehrerbietung sogleich eine Gasse in den Haufen der Neugierigen und Napoleon schritt auf den Verletzten zu.

Der Mann hörte auf zu wimmern und sah den Kaiser mit großen Augen an.

„Was fehlt Dir, mein Freund?“ fragte Napoleon.

„Er dürfte eine Rippe gebrochen haben,“ sagte der Student der Medizin, so geschwellt von Stolz, daß ihm die Finger steif wegstanden.

„Das ist ja nicht so schlimm, mein Freund,“ fuhr der Kaiser fort, „ich habe einen ganz anderen Fall getan . . . und sie einmal her: da stehe ich und befinde mich recht wohl.“

Da begann das Volk zu schreien: „Es lebe der Kaiser,“ daß Napoleon grüßend an den Hut greifen mußte, und sogar der verletzte Maurer schrie mit.

Solche kleine Szenen machten dem Kaiser viel Vergnügen, denn er wußte, daß sie in die Weltgeschichte kommen würden, und er freute sich, daß er die Pointe so gut herausgebracht hatte. Es war sehr angebracht, von Zeit zu Zeit das Volkstümliche zu pflegen.

„Das war doch gut, nicht wahr?“ fragte er Bertrand.

Und Bertrand antwortete begeistert: „Ausgezeichnet!“

So kam der Kaiser in der besten Laune bei Balliani an.

Der Notar saß eben in seinem Arbeitszimmer und drechselte an einem Vertrag, mit dem die Gemeindeväter von Porto Ferrajo ihre guten Freunde von Rio übers Ohr hauen wollten. Er war so in die Windungen seiner Rechtsgelahrtheit festgeschraubt, daß er sich gar nicht sogleich zurückfand, als Bertrand eintrat und den Kaiser ankündigte.

Und Napoleon stand schon mitten im Zimmer, ehe noch alle Begriffe des Notars umgeschaltet waren.

Mit liebenswürdigem Lächeln betrachtete der Kaiser das erstarrte Gesicht, über dem der Spitzkopf des Hausherrn anstieg, wie ein vulkanischer Kegel über geronnenen Lavafeldern.

„Ich höre, daß Ihr Schwiegervater eine originelle Ansicht über mich hat,“ sagte er, „lassen Sie ihn holen. Ich wünsche ihn zu sprechen.“

Da tat es in dem vulkanischen Kegel des Notars einen Krach, als müsse er sich zu einer Eruption öffnen und eine Aschensäule an die Zimmerdecke schleudern. Seine Arme griffen nach rechts und links aus, sinnlos und kraftlos, und fielen schlotternd an den Körper zurück.

„Wir wollen in Ihren Garten gehen, bringen Sie den alten Herrn heraus,“ sagte der Kaiser und ging aus dem Zimmer.

„Haben Sie keine Angst,“ flüsterete Bertrand hastig, „Seine Majestät ist sehr gnädig gestimmt. Es wird Ihnen nichts geschehen, wenn Ihr Schwiegervater keinen allzugroßen Unsinn macht.“

Im Garten saßen Thomas von Kiennast und die kleine Riccarda auf einem Rasenfleck und bauten eine Villa aus Kieselsteinen und Muscheln, die Riccarda gestern hielt sich abseits, hinter einem Feigenkaktus. Es war ihr seit jenem Morgen nach der Ballnacht zur Gewohnheit geworden, sich abseits zu halten und Thomas' Sehnsucht nach einer Plauderstunde unerfüllt zu lassen.

Nun gut, da Carlotta trotzte, so hielt sich Thomas an Riccarda, wenn er sich von Pauline erholen wollte. Riccarda liebte ihn sehr, und wenn Thomas manchmal nachdenklich wurde, so nahm sie einen Fliegenwedel und scheuchte ihm die Gedanken von der Stirn. Dann schaute Thomas manchmal nach Carlotta aus, ob ihr die rührende Symbolik der kindlichen Wedelei nicht in etwas nahe gehen würde. Aber Carlotta stickte mit steifen Fingern weiter oder nähte mit geruhsam wellenhaften Bewegungen, als ob sie aller Wirrnis der Gedanken und Empfindungen entrückt sei.

(Fortsetzung folgt)

Die Gesetze sind für die anderen. Vor einigen Tagen wurde ein Haus öffentlich versteigert und erzielte einen Preis von 155 Contos. Am nächsten Tage wurden die Besitzrechte übertragen und der Käufer gab auf dem Steueramt die Kaufsumme mit nur 100 Contos an. Im Steueramt war das Geschäft aber bekannt und deshalb wurde über den Fall sofort an den Finanzsekretär Bericht erstattet mit der Bitte, Maßnahmen zu treffen, damit die Interessen des Fiskus gewahrt würden. Dieser Fall der Steuerhinterziehung hätte nun nichts auf sich, wenn der Mann, der die Hinterziehung beging, nicht zu denen gehören würde, die die Steuer dekretieren. Der Herr war wohl auch der Ansicht, daß die von ihm gemachten Gesetze nur für die anderen da sind.

Die japanische Kolonie in São Paulo, die bekanntlich nicht die kleinste ist, hat durch den Geschäftsträger ihres Landes in Petropolis an den Hof in Tokio anläßlich des Ablebens Kaiser Mutsuhitos ein Beileidstelegramm gesandt. An dem Tage nach dem Tode des Monarchen hat kein Japaner gearbeitet und vor dem Bilde des verstorbenen Fürsten Gebete verrichtet. Am Beerdigungstage wird die Kolonie zusammenkommen, um für Mutsuhito zu beten.

Cesar Bierenbach. Die sterblichen Ueberreste des vor einigen Jahren in Rio verstorbenen Paulistaners Dr. Cesar Bierenbach sollen von dem São João-Friedhofe der Bundeshauptstadt nach Campinas überführt werden. In Campinas, seinem Geburtsort, wurde dem hervorragenden Redner neulich ein Standbild gesetzt.

Die Soroeabana Railway Co. hat, nach den Feststellungen des Ackerbausekretariates als staatlichen Prozentteil aus dem Betriebsjahre 1911 die Summe von 634:972$ abzuliefern, die als provisorische Zahlung gebucht wird, bis die definitive Abrechnung vorliegt.

Von der Zentralbahn. Der Umfang des grossen Eisenbahnunfalls ist noch nicht bekannt. Man hat bisher nur drei Leichen geborgen, aber man vermutet, daß bei der Katastrophe noch mehr Menschen ums Leben gekommen sind und es zirkuliert das Gerücht, daß Generaldirektor Frontin die anderen Leichen von der Unglücksstätte habe wegführen lassen, um die Oeffentlichkeit über die Zahl der Toten zu täuschen. Ob dieses Gerücht auf Wahrheit beruht, das entzieht sich unserer Kenntnis. Frontin selbst schreibt die wiederholten Katastrophen einer Verschwörung zu. Gegen wen diese Verschwörung gerichtet sein sollte, wissen wir nicht und weiß auch Frontin nicht. Wenn jemand ihm, dem Generaldirektor, etwas antun wollte, dann würde er doch nicht Züge gegen einander dirigieren, in welchen andere Leute fahren, und wenn die Maschinisten die Absicht hätten, den diekfälligen Direktor zu ärgern, dann würden sie nicht ihr eigenes Leben aufs Spiel setzen. Diese Aeußerung Frontins, daß eine Verschwörung vorliegen müsse, ist aber nur eine faule Ausrede, um nicht eingestehen zu müssen, daß er selbst der Hauptschuldige ist. Die Katastrophen sind eine natürliche Folge der geradezu unbeschreiblichen Verlotterung der Bahn und daß dieses so ist, ist zum größten Teil die Schuld desjenigen, der sie leitet. — Die Zentralbahn ist seit Jahren nichts anderes als eine politische Versorgungsanstalt, die vielen Beamten werden nicht gehalten, damit sie arbeiten, sondern sie erhalten die sehr gut bezahlten Stellen nur als Belohnung für die der Politik geleisteten Dienste; sie interessieren sich infolgedessen nicht für die Bahn, sondern für die Politik. So kommt das, was unbedingt kommen muß: die Zentralbahn wird verwahrlost und bildet eine Gefahr für alle diejenigen, die sie benützen müssen. — Man muß ja nun wohl zugeben, daß Frontin allein nicht imstande ist, die große Eisenbahn zu sanieren, aber er sollte wenigstens das tun, was seine Vorgänger getan haben, er sollte sich doch einigermaßen um die Bahn kümmern und sich nicht darauf beschränken, an jedem Nationalfeiertag eine Manifestation zu veranstalten.

Für die neue Dampferlinie Santos-Rio sollen Schiffe von 3000 Tonnen mit 18 Knoten Fahrgeschwindigkeit angeschafft werden. Die Fahrt wird von abends 7 Uhr bis morgens 9 Uhr dauern. Für die Passagiere sind folgende Preise vorgesehen: 1. Klasse 35 Milreis, 2. Klasse 20 Milreis, 3. Klasse (ohne Bett) 10 Milreis. An der Spitze des Unternehmens stehen die Paulistaner Kapitalisten Conde Asdrubal do Naseimento und Carlos Pereira da Silva Porto und der fluminenser Kaufmann Antonio Rabello Braga.

Städtische Wasserversorgung. Wie wir kürzlich mitgeteilt haben, wird für die Stadt São Paulo eine neue Wasserleitung vom Rio Cotia aus angelegt werden. Wie uns nun gemeldet wird, hat die erste Ingenieurabteilung, unter Leitung von Dr. Barretto Tores, bereits die Expropriationsarbeit von 1200 Alqueiren Land erledigt und wird bis Ende des Monats noch einige weitere 800 Alqueiren zu diesem Zweeke ankaufen, so daß bis dahin nahezu die Hälfte der Ländereien werden erworben sein, die zu der Anlage nötig sind. Dazu werden auch zwei Wasserfälle angekauft, der höher gelegene Fall „Pedro Beicht", wo das Wasser für die oberen Stadtteile gefaßt werden soll und der niedere Fall „Graça", wo das Wasser für die niederen Teile gewonnen wird. Wie es heißt, will man die Leitung mit Zement herstellen und Röhren nur da verwenden, wo sie absolut nötig sind. Man berechnet die von der Cotia-Gegend zu gewinnende Wassermenge auf 80 bis 90.000 Liter täglich. Bei dem außerordentlichen Wachstum, welches jetzt die paulistaner Hauptstadt aufzuweisen hat, ist die ausreichende Wasserversorgung eine Kardinalfrage der städtischen Verwaltung.

„Societé Anonyme des Chocolats Suisses de São Paulo". Unter diesem Titel wurde am 20. Juni hier ein neues Industrieunternehmen gegründet, an dem sich eine größere Anzahl Mitglieder der schweizer Kolonie beteiligte. In diesen Tagen sind die Akten der Gründung und der ersten Versammlung veröffentlicht worden, denen wir einige nähere Angaben entnehmen. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in der Stadt São Paulo und beginnt mit einem Kapital von 270 Contos, in 1350 Aktien zu 200 Milreis geteilt. Davon wurden 50 Prozent bei der Zeichnung einbezahlt, den Rest kann die Direktion in ein oder mehreren Raten einziehen. Bei Erhöhung des Kapitals haben die ersten Aktionäre das Vorrecht auf die neuen Aktien. Zweck des Unternehmens ist die Fabrikation, der Verkauf und Import von Schokolade, Konfiterien, kondensierter Milch, Milchmehl, Süßwaren und ähnlichen Artikeln. Für die Anlage der Fabrik übernahm die Gesellschaft von den Herren Achilles Isella, Robert Rapp, Rudolf Oskar Kesselring, Dr. Robert Hottinger, Armando Reimann, Felix Marcel Streiff und Demetrio Ritter, als den ersten Initianten und Gründern, ein von ihnen in der Rua Antonio Coelho, Villa Marianna, erworbenes Terrain in der Größe von 80 Meter Front und 58 Meter Tiefe für den Betrag von 34:400$. Die Gesellschaft ist vorerst auf die Dauer von 20 Jahren gegründet. In den Statuten ist u. a. vorgesehen, daß, wenn die Dividende wenigstens 12 Prozent beträgt, aus dem Rest an den schweizer Hilfsverein „Helvetia" in São Paulo ein Conto de